46/V II. 70

Sammlung

Kleiner

Hallerischer Schriften.

Mit der Stände Zürich, Bern und Basel
gnädigsten Privilegiis.

BASEL,

gedruckt, bey Johann Christoph Heilmann.

Verlegt und zu haben in

BERN,

bey Emanuel Haller. 1756.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Des Verfassers
Zuschrifft
an den
Hochwohlgebohrnen Herren
HERRN
Karl Emanuel v. Bonstetten
des täglichen Raths
der
Republic Bern.

Es ist eine Empfindung im Menschen, die zwar ungegründet, aber dennoch die Triebfeder mancher löblichen That gewesen ist. Wir schmeicheln

cheln uns mit dem Beyfalle derer-jenigen, die wir nicht zu kennen versichert sind, und freuen uns auf das Urtheil einer Nachwelt, die nicht eher auf die Erde tretten kan, als biß wir sie verlassen haben.

Man hat manchmahl einige Mühe diesem dichterischen Gefühle sich zu entziehen, und, eben da ich dieses schreibe, streut es auf mein Gemüthe ein stilles Vergnügen.

Wann ich nicht mehr seyn werde, so werden die künfftigen Bürger unserer Vatterstatt, bey Erblickung dieser Bläter, die dem Raht Eurer Hochwohlgebohrnen ihre Bekantwerdung zu dancken haben, sich der Freundschafft erinnern, die zwischen Denenselben und mir wird ehemals gewesen seyn. Jenseits Unserer

Gräber

Gräber des sonst fürchterlichen Aufenthaltes unserer entseelten Gebeine, sehe ich mit angenehmer Wehmuht diesem Gedancken unserer Enkel entgegen.

Eines tugendhaften Mannes Freund zu seyn, ist ein vortheilhaftes Vorurtheil. Die Redlichkeit, die Gottesfurcht, die Einsicht schenkt ihre nähere Liebe nicht den entgegen gesezten Gemüths-Arten. Euer Hochwohlgebohrnen Freundschaft wird mir anstatt einer rühmlichen Grabschrifft seyn.

Aber mit wahrhaftigerer Freude öfnet sich meine Seele einer rührenden Hofnung. In die ewigen Wohnungen des Friedens wird unsere Freundschaft mit uns übergehen. Sie ist unschuldig, sie ist kein Band, das die Wollust oder die Ehrsucht geknüpfet habe, sie

hat

hat nichts unreines, daß sie auf der Erde lassen müßte.

Ich habe Eurer Hochwohlgebohrnen als einen Freund, einen Patrioten und einen Christ geliebt und geehrt; Diesen Gesinnungen weihe ich diese Blätter, ich nehme von der Ehre Besiz, Dero bekannter Diener gewesen zu seyn.

Möchte doch die Vorsehung Eure Hochwohlgebohrnen noch lange dem Vaterlande erhalten, möchten Dieselben nach vielen Jahren noch auf diese Zeilen eines abgeschiedenen Freundes einen mitleidigen Blick werfen, und, bey der Erfüllung meiner Wünsche in der würdigen Belohnung Dero erhabenen Verdienste nicht ungerühret sagen, er würde sich freuen, wann er diesen Tag erlebt hätte.

Bern, den 21. Dec. 1755.

Verzeichnuß,
Der hier gesammelten Schriften.

1. Die Vorrede zur Prüfung der Secte, die an allem zweifelt. Göttingen 1750. Sie ist von Hrn. Seigneux de Correvon französisch übersezt, und neulich zu Neufchatel abgedruckt worden.
2. Die Vorrede zu der deutschen Uebersezung des ersten Bandes der Naturgeschichte des Hrn. v. Büffon, Leipzig 1750. 4. Sie handelt vom Nutzen der Hypothesen.
3. Die Vorrede zum zweiten Bande eben dieser Naturgeschichte, Leipzig 1752. 4. Sie ist von Hrn. Schwandt grand Juge des Gardes Suisses französisch übersezt, und Ao. 1751. zu Paris in 12. herausgekommen. Die Lehre von der Erzeugung des Hrn. v. Büffon wird in derselben widerlegt.
4. Die Vorrede zu den Göttingischen gelehrten Zeitungen, zum Jahrgang 1747. Sie handelt von den Pflichten des Verfassers einer Wochen- oder Monathschrifft.
5. Die Vorrede zur Sammlung neuer und merckwürdiger Reisen, die Ao. 1750. zu Göttingen unter der Aufsicht des Verfassers angefangen hat, und von welcher neun Bände herausgekommen sind. Sie betrachtet den Nutzen der Reisen.
6. Die Vorrede zu den Werlhofischen Gedichdichten, die Ao. 1749. zu Hanover herausgekommen sind.

7. Eine Vorrede, die der Verfasser zu der französischen Uebersezung eines Theils seiner Gedichte im Nahmen des Verlegers geschrieben hat. Sie kam zu Göttingen Ao. 1750. heraus. Ist übersetzt.
8. Ein Aufsatz von den Vortheilen der Demuth, der schon in der zweyten Auflage der Hallerisch. Gedichte steht. Bern 1732.
9. Ein andrer von den Nachtheilen des Wizes. Er steht in einem Bernerischen Wochenblatte im Jahre 1734. N°. 13.
10. Ein Auszug der Malabarischen Missions-Berichte durch den Hrn. D. Z. übersetzt. Die Urkunde steht in der Bibliotheque raisonnée T. 32. P. I. p. 188. und P. II. p. 243.
11. Eine Beurtheilung der bekannten Geschichte der Clarissa, deren Uebersezung der Verfasser veranstaltet hat. Sie ist auch durch den Hrn. D. Z. übersezt, und steht in eben der Bibliotheque T. 42. P. II. p. 321.
12. Ein Schreiben an den Hrn. v. Maupertuis, wegen einer Lästerschrifft des Mr. Ofrai de la Metrie, samt der Antw. des Hrn. v. Maupertuis. Diese Briefe kamen zu Göttingen A. 1751. in 8. und hernach verschiedene mahle im Haag, zu Berlin, Leiden und Franckfurt heraus. Der Uebersezer ist uns nicht bekannt.
13. Eine Zuschrifft eines Bibeldrucks die der Verfasser im Jahre 1755. aufgesezt, eine fremde Feder aber verschiedentlich verändert und vermehrt hat, nach der rechten Urkunde abgedruckt.

I.

Vorrede,

zur

Prüfung

der

Secte

die an allem zweifelt.

Vorrede des Uebersetzers.

Es sind über diesen wenigen Bogen mir zehen Jahre verflossen, ein so langer Zeitraum, daß ich erschrecke, wenn ich zurückgedenke, wie wenig Zeit ich vermocht habe, auf eine Arbeit zu wenden, die ich aus vielen Gründen, für vorzüglich wichtig ansehen konte. Es ist an dem, daß ich weit mehr als dieses übersetzt habe, was ich itzt liefere: ich sah mich genöthigt einen guten Theil zurückzubehalten, um in diesem Jahrhunderte die wenigen Leser nicht abzuschrecken, die ich für eine so ernsthafte Arbeit zu hoffen hatte. Es ist auch freylich durch Kranckheiten, und andere Zufälle, manche Stunde mir entrückt worden, und die pflichtmäßige academische Arbeit, samt andern in das menschliche Leben sich einflechtenden zeitverlustigen Bemühungen, haben mir nicht erlaubt, mehr Zeit zu der

Uebersetzung anzuwenden, als einen Theil derjenigen, die ein weises und gnädiges Gesetz uns zur Ruhe angewiesen hat.

In den zehn Jahren, in welchen wider mein Versprechen diese Arbeit hat zurück bleiben müssen, ist die Nothwendigkeit eines solchen Buches vielfach gewachsen. Der Unglaube hat sich über mehrere Länder ausgebreitet. In einem grossen Reiche, wo der Aberglaube sonst seinem Wachsthum entgegen gestanden, nimmt er schleunig und beständig überhand. Unser Deutschland, das sonst nur einzelne Freygeister bey unzählbaren äusserlichen Bekennern der Lehre JEsu hatte, ist in einigen Gegenden fast ohne äusserlichen, und wie viel mehr befürchtlich ist, ohne wahren und thätigen Glauben.

Ich schätze weder meine Wahl bey der geschehenen Arbeit, noch meine angewandte Mühe so hoch, daß ich mich bereden sollte, es würde mit meinem Werke einem so mächtigen und so erschrecklichen Uebel ein genugsamer Einhalt geschehen; der Unglaube ist dem Menschen viel zu angenehm, als daß sein Verderben sich so leicht eine so trostvolle Stütze sollte rauben lassen. Keinen GOtt über sich zu erkennen, vor keinen Strafen noch dem Tode sich zu fürchten,

und

und in diesem Leben ohne Gewissen, ohne Einschränkung alles zu thun, was uns gelüstet, ist eine solche Religion, die eben so viel Liebhaber haben muß, als das Laster selber, dessen Theorie sie ist.

Ich hoffe indessen, es werde auch diese Bemühung nicht gänzlich ohne Nutzen seyn. Die Ungläubigen, die Halbgläubigen, die Spötter trotzen gar sehr auf das Ansehen ihres Vorgängers des Bayle. Ein Mann von solcher Einsicht hat nichts geglaubt = = = er hat so viel unauflösliche Schwürigkeiten in der Religion gefunden = = = wann er erst die Freyheit gehabt hätte zu schreiben, wann er die itzigen verklärten Zeiten erlebt, und ein Vaterland gehabt hätte, wo man nicht nur alles denken, sondern auch alles drucken darf = = = Dieses sind die gewöhnlichen Reden der Leute, denen die Religion, wie ein despotisches Joch, unerträglich auf den Halse liegt, und die nach einer allgemeinen Revolution seufzen, die den Menschen in seine natürliche Vorrechte wieder setzt, wie die Thiere nach seinen Trieben zu leben.

Es wird also eine philosophische Prüfung der wahren Kräfte des Herrn Baile diese verhoffte Würkung haben, daß diejenigen,

die ihn als ihren Anführer an die Spitze stellen, die Schwäche des Mannes einsehen lernen, unter dessen Fahne sie so zuversichtlich fechten. Wann man ihnen zeigt, daß ein Theil seiner Schlüsse blosser Witz und Scherz, ein andrer eine überspitzige und eben deßwegen kraftlose Künsteley, und noch ein andrer seiner eigenen von ihm selbst bezeugten Ueberzeugung gerade entgegen ist: so steht es von vernünftigen, und fast von halb vernünftigen Menschen zu hoffen, sie werden dieses berühmte Zeughaus von Einwürfen wider die Religion minder hoch schätzen, und minder herausstreichen.

Es ist mir besonders bekannt, daß wohlmeinende, aber in dem alten Schulstaube auferzogene Männer, da sie das Bailische Werk bey männlichen Jahren erst kennen gelernet, von der Anmuth seiner Schreibart, von der anziehenden Verschiedenheit der Materien, und von dem neuen Reitze seines Vortrages berückt, in Zweifel verfallen sind, die, durch eine beständige Treppe, sie endlich biß in den Abgrund geführt haben. Es scheint also nöthig zu seyn, diesen Kämpfer des Unglaubens gerade vor der Stirn anzugreiffen, und zu zeigen, daß auch seine Gaben, den Irrthum stark zu machen, zu schwach sind.

Ich

Ich glaube, so viel ich meinem Urtheile trauen darf, der Herr von Crousaz sey in diesem Stücke in so weit glücklich gewesen, daß er die Gründe des Herrn Baile erläutert, und durch die Erläuterung entkräftet habe.

Aber sein Werk war in Folio; ein bedenkliches Format für diejenigen, die wegen ihrer Flüchtigkeit am meisten nöthig hatten, ein solches Werk zu lesen, das ihren Glauben befestigen sollte. Eine Widerlegung kan fast niemahls die Annehmlichkeit eines historischen Vortrags haben, und am allerwenigsten eine Wiederlegung, in welcher man die Blumen von den Baylischen Schlüssen abreissen, und ihre nackte Schwäche entblössen will. Aus dieser Bemühung entsteht eine unvermeidliche Trockenheit, und diese ist, nebst dem heimlichen Verständnüsse mit dem menschlichen Verderben, stark genug, den meisten Lesern ein solches Werk unangenehm und wiedrig zu machen.

Diese Betrachtung hat schon vor ziemlich vielen Jahren, den berühmten Herrn Formey bewogen, die hauptsächlichen Gründe der Zweifler und ihre Beantwortung in einen kurtzen Auszug zu brin-

gen, dessen geschmeidige Grösse niemand abschrecken könte, und aus welchem auch alle die allzu tieffen und weitläuffigen Untersuchungen wegbleiben solten.

Dieses ist nun dasjenige Werk, das ich hier dem Leser anbiete. Da ich es selbst übersetzt habe, so habe ich mich genugsam überzeugt, daß fast durchgehends, die wenigen von mir bemerkten Stellen ausgenommen, der Ungrund der spottenden Zweifler zuverläßig gewiesen, und so viel gesagt ist, als einen unverfangenen Gemüthe nöthig ist, den grossen Fürsprecher des Pyrrho zu verachten. Ich gestehe, daß ich eint und andere Stücke gerne entbehrt hätte, die entweder des thörichten Sextus ungefährliche Spizfündigkeiten betreffen, oder physische Schwürigkeiten auflösen, die den Glauben nichts angehen, und die auf unsere Unwissenheit in den allererssten Begriffen des Raums hauptsächlich hinaus laufen. Ich hätte gewünscht, daß bloß dasjenige hätte mögen geprüft werden, was gerade dem Glauben entgegen gesetzt ist, oder auf dessen Wahrheit einen Eindruck haben kan. Man hätte dabey nicht nur eine beliebte Kürze gewonnen,

sondern

sondern auch Gelegenheit gehabt, die angewandte Philosophie mehr zu heiligen, und die Wahrheit gerade zu ans Herz des Lesers zu bringen, da sie itzt mehr auf seinen Verstand würksam ist.

Ich habe mich aber nicht unterstehen wollen, und meine Zeit hat es nicht zugelassen, eine so tieffe Veränderung mit meiner Urkunde vorzunehmen, da sie zumahl mit des ehrwürdigen Alten, des Herrn von Crousaz Unterschrift gutgeheissen, und dadurch authentisch geworden war.

Ich habe also mit möglicher Treue übersetzt, was ich vom Herrn Formey empfangen und nur mit wenigen Anmerkungen hin und wieder den Beweiß zu erklären oder zu bestärken gesucht. Das Werk hat auch itzt diesen Hauptnutzen behalten, daß man in der Nähe sieht, wie diese in der Entfernung so fürchterliche Blitze des Unglaubens, nur blosse unkräftige und kleine Feuerwerke sind.

Meine Absicht hierbey, ist nicht aus einer bloß philosophischen Liebe zur Wahrheit entstanden, obwohl ich diese im geringsten nicht mißbillige. Aber meine vornehmste Rücksicht geht auf die practischen

Folgen des Unglaubens, auf das in unsäglicher Geschwindigkeit zunehmende Verderbnüß, das aus der Aufnahme der Gottesverleugnung entsteht.

Man müßte weder GOtt noch die Menschen lieben, wenn man sich nicht über die unseelige Würkung betrüben solle, die die Freygeisterey in den Ländern gehabt hat, wo sie überhand nimmt. Ein Shaftsbury, ein Baile mag die theoretische Atheisterey beschönigen, sie mögen eine Gesellschaft von Gottesleugnern so tugendhaft abmahlen als sie wollen, die lebhaftesten Farben können ihrem Gemählde eine Schönheit, aber keine Aehnlichkeit geben. Erfahrung und Vernunft stimmen hier zusammen, und wir wollen ihre vereinigten Beweisthümer kürzlich vortragen. Was ich zu sagen habe, ist tausendmahl dem Wesen nach gesagt worden, aber die Ursachen es zu wiederholen, werden täglich stärker.

Der Mensch handelt nach Absichten, er sucht sein Glücke, und folget ihm in dem Wege, den ihm sein Erkenntnüß als den leichtesten, den kürzesten und den gewissesten vormahlt.

Die Verleugner eines rächenden GOttes,

tes, und eines ewigen Lebens, schränken unsere Glückseligkeit auf die kurze Dauer unserer wenigen Jahre, und auf den Genuß der Wollust, der Ehre, und, mit einem Worte, auf angenehme Empfindungen ein.

Der unselige Verfasser des Traité de la Vie heureuse, hat in soweit der Welt einen Dienst gethan, daß er, mit abgeworfener Larve, den Menschen die wahre Gestalt eines Gottesverleugners, und die natürliche Folge der bißher noch so sehr beschönigten Theorie entdeckt hat. Die Glückseligkeit, sagt er, ist eines jeden Menschen sein Recht, er muß sie finden, wo sie ist, sie gehört dem Lasterhaften so wohl, und so billig als dem Besten unter den Menschen zu. Der Genuß der Liebe in seinem natürlichen und den Thieren vernemlichen Verstande, die feineste Kützelung der Sinne ist unser einziges Gut, es macht allein, auch ohne die Ehre und den Beyfall der Welt glücklich. Dieses zu erhalten, muß ihn die Pedantin, die Tugend nicht hindern. Sie ist ein Hirngespenste, eine Brut der Kunst, und ein fremdes Gewächs, das in unserm Herzen nicht von Natur wächset. Die Reue, die so hartnäckig ist uns zu verfol-

gen,

gen, und das unbequeme Gewissen, eine Frucht der in unserer Kindheit empfangenen Schläge und eingesogenen Vorurtheile, muß man betäuben, schweigen heissen, und so lange ihm den Mund stopfen, biß es nicht mehr sprechen kan. An GOtt ist nicht zu gedenken, und daß es kein anderes Leben gebe, ist erwiesen: also hat man nichts zu fürchten, als das einzige Wesen, das unserm Glücke im Wege ist, den Henker == Vor diesem Richter muß der Philosophe sich in acht nehmen, der sonst nichts weder über der Erde, noch unter derselben, scheut.

Der Verräther der Atheistischen Geheimnisse hat uns noch einen Dienst gethan: er giebt uns eine brauchbare Erklärung des sittlichen Bösen und des sittlichen Guten. Ein Böser ist, der sich alleine liebt, ein Tugendhafter, der auch anderer Menschen Glückseligkeit zu befördern sucht. Diese Erklärung des Erzfeindes des Glaubens ist zu unserm Zwecke zureichend.

Wann der Unglaube so sehr überhand nehmen sollte, daß er herrschend würde, so werden unfehlbar dieses die ersten Folgen seyn, daß man die allgemeine Theorie in die Uebung bringen wird. Im Fortgang unserer

serer Betrachtung werden wir zeigen, daß es schon itzt geschicht, da die Gottesverleugner noch unter einem Stande des Drucks, und unter Königen stehen, und mit anderen Menschen gesellig leben, die einen Gott glauben, und an Mord, Blutschande, Vergifften, und andern sichern Mitteln zu unserm Glücke kein Gefallen haben. Wann aber ganz Europa diese Lehrsätze wird angenommen, wenn ein neuer Flamininus wird öffentlich den Völkern bekannt gemacht haben „ Ihr seyd frey von dem Gotte, den ihr gefürchtet habt, lebt hinfüro nach eurer Willkühr, was würde denn wohl die Welt für ein Ansehen gewinnen?

Ein jeder liebt nunmehr, als ein wahrer Weltweiser, sich selber einzig und ohne Theilung. Er sieht alles dasjenige als sein an, was ihn glüklicher machen kan, so bald er nur die Kräfte hat, es zum seinigen zu machen. Seine Kinder, seine Eltern, seine Brüder, seine Mitbürger, haben nichts von ihm zu fodern, jenen ist er keine Auferziehung und Erhaltung, diesen keine Ehrfurcht, und den übrigen kein Mitleiden, keine Dienste schuldig. So denkt itzt ein Ofrai, so werden tausende, so werden, wenn es ihm gelingt, alle Menschen denken. Die

Bande des menschlichen Lebens werden alle aufs vollkommenste aufgelöset. Es wird zwar die Liebe zur Wollust noch eine Art einer unbeständigen und kurzen Vereinigung beyder Geschlechter zuwege bringen, ein Priester des Pantheon, wird vielleicht eine Formel zum Kebin zweyer Gewissenfreyer Philosophen von beyden Geschlechtern sprechen, an welche sie sich nicht weiter gebunden erachten, als biß der Mann eine schönere Frau, und das Weib einen angenehmern Buhler findet. Die Natur wird ihre Würkung behalten, es werden, wiewohl weit seltener, Kinder gezeugt werden. Denn die Erfahrung hat es gewiesen, daß die einer Atheisterey ziemlich ähnliche allgemeine Epicurische Freyheit, so viel als irgend eine andere Ursache, zum Untergange von Rom beygetragen hat, bloß weil die gränzenlose Unzucht beyder Geschlechter fast allen adelichen Familien ein Ende, und insbesondere die meisten Kayser (fast den einzigen tugendhaften Antonin außgenommen) kinderloß gemacht hat. Die Brunst der Männer wird in ihren eigenen Kindern, in den natürlichen Schwestern, einen Reitz finden, den kein Wiederstand mehr hemmet, und dessen Würkungen die bittersten

Feind=

Feindschaften in jedem Hause erwecken, und die Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern so wohl, als der letztern befehlende Macht gegen die Kinder unterbrechen wird.

Aber was wird die erleuchtete Schöne mit ihrem Kinde, der unbequemen Last, der Hinderniß neuer Buhlschaften, dem unwillkommnen Theilnehmer ihrer Zeit und Nahrung anfangen? Sie wird es, wie zu Rom, Athen, und in China, den Thieren zum Raub hinsetzen, und, philosophischer als eine säugende Hündin, ohne Zeitverlust sich zu einer neuen Liebe geschickt machen.

Wird ein Kind durch glükliche Zufälle groß, so hat es von den Eltern keine Liebe zu gewarten. Es thut nichts für sie, so werden sie für ihr Kind auch nichts thun. Soll ich das Geld, womit ich mir einen wollüstigen Abend verschaffen kan, hingeben, und das Heulen eines schreyenden Kindes besänftigen, oder einem halberwachsenen Sohn einen Hofmeister zu bezahlen? Wo steht im Gesetzbuche des la Metrie die Stelle, die mich dazu verbindet?

Der Sohn wird zufälliger Weise groß; er weigert seinem Vater den Gehorsam, er hat seine eigene Wollust zu sättigen, und

sucht durch alle Mittel die nöthigen Gelder, die ihm der Vater aus gleichen Absichten weigert; ein ewiger Streit trennet die Familien. Der Sohn wird stärker, als sein durch Wollust und Unmäßigkeit geschwächter Vater, und hier kehrt sich das Schauspiel um. Der alte ist mir im Wege, wäre er nicht mehr, so könnte ich die schönsten Kleider tragen, den reitzenden Sängerinnen gefallen, die besten Speisen essen, und den theuresten Verschnittenen zuhören? Wer wird den weisen Sohn hindern, daß er nicht den Feind seines Glücks aufreibe.

Die Atheisten werden auch kranck, sie erfordern eine Wartung, und die geduldige Liebe der ihrigen. Aber wie können sie sie hoffen? Der unbequeme Mann, wird die eben herschende Beyschläferin sagen, werde ich seiner nicht bald loß seyn! Er wird wie ein verlassener Wilder in America, ohne Hülfe verschmachten, denn was geht sein Elend andre Menschen an, die für ihr eigenes Vergnügen zu sorgen verpflichtet sind.

Wird unter den neuen Philosophen jemahls der Freundschaft angenehmes Band entstehen können? Es wird wohl Tafel-Freunde, und Gefährten in dem Genusse

der

der Wollüſte geben. Aber wird nicht der geringſte Eigennutzen, die Mißgunſt eines Vorzugs, die Ungleichheit der Gedancken dieſe ſchwachen Bande alle Augenblicke trennen, wo ein Freund den andern blos als das Werkzeug ſeiner Wolluſt anſieht, und eben ſo leicht haßt, ſo bald deſſen Triebe den ſeinigen entgegen ſind; wo man nichts einander vergiebt; wo keine Treu in Geheimniſſen, keine Freundes-Dienſte in der Noth, keine edelmüthige Entziehung von unſerm eigenen Nutzen und unſerer eigenen Luſt, zu Beförderung des Vergnügens und Milderung des Leidens unſers Freundes, mehr Statt hat.

Ein Kind wird vaterloß, es verliehrt den Beyſtand (wenn es ja einen Beyſtand genoſſen hat) ſeiner Eltern, wer wird ſich ſeiner annehmen? Die Liebe, die die Chriſten Charitas zu nennen um deſtomehr Recht gehabt haben, weil die chriſtliche Religion vornemlich ſie unter den Menſchen bekannt gemacht hat, iſt mit allen andern Vorurtheilen ausgerottet. Der Wayſe, der hülfloſe Wandersmann, der entkräftete Arme wird, wie ein verlaſſenes Vieh, hinſterben.

Die Ehen werden vielleicht nicht mehr

seyn; sollten sie aber fortdauren, was wird für ein Band zwischen zweyen Menschen seyn, davon der eine sein Vergnügen besser bey einer fremden Person, als bey der schon gewohnten Buhlerin findet, und die andere ihrem Manne keine Treu und keine Liebe schuldig ist, so bald sie dabey ihr Vergnügen nicht findet. Dann die neue Lehre hebt aus dem Grunde alle Bänder auf. Ich verspreche, aber warum soll ich halten? Mein Halten ist nichts Gutes, mein Brechen nichts Böses; jenes ist eine Thorheit, eine Pedanterey, so bald es mich an meinem mehrern Vergnügen hindert, und die Treulosigkeit wird eine Pflicht, ja meine einzige Pflicht, wenn sie mich glücklicher macht.

Kauf und Verkauf und alle Handlung wird unter diesen neuen Troglodyten nicht anders als baar gegen baar, und mit allen den beyderseitigen Versuchen zum Betrügen zugehen, die nur möglich seyn werden. Warum sollte ich nicht betrügen? für eine Verfälschung in der Waare kan ich Wein kaufen, und besser zu Nacht essen, es ist meine Pflicht zu betrügen, weil es mein Nutzen ist? Die fast ganz Religionslosen Chineser bringen diese Theorie bekanntlich

in

in aller ihrer Vollkommenheit in die Uebung.

Die neuen Philosophen werden sich über den Besitz der Güter bestreiten: wie hart wird nicht ein jeder bey der Behauptung seines Rechtes seyn, da alles ihn anspornet, dasselbe zu behaupten, und nichts ihn zurückhält. Wir geben zu, es werden noch Richter seyn. Aber diese Richter kennen kein Recht, keine Ehre, keinen GOtt, sie sind Menschen und Atheisten, die nicht durch ein Hirngespenst der Tugend und Ehre, sondern durch das wesentliche Gut, die Wollust, glückseelig werden wollen. Warum sollen diese vorurtheilfreyen Richter nicht die grössere Bestechung vorziehen, und denjenigen glücklich machen, bey dessen Glücke sie das ihrige finden?

Der Stolz des einen stößt wider den Stolz des andern, die Wollüstigkeit des einen sucht ihr Vergnügen, wo der andere, die Gränzen sind dem begierigen Nachbaren zu enge zu unbequem. Rache und Haß wird alle Herzen trennen. Ein jeder will alles, er hat ein Recht zu allem, ein jeder ist ein Feind aller andern Menschen. Das Gift wird unbequeme Väter und Verwandte, und unangenehme Ehegatten

wegräumen: Der Dolch eines erkauften Mörders, wird einen Beleidiger, oder einen Beleidigten, dessen Rache man befürchtet, aus dem Wege schaffen, dann der wird der gröste Feind seyn, dessen Haß man am meisten zu fürchten Ursach hat.

Der Arme, dem die Nothdurft fehlt, der Spieler, dem die Würfel zuwieder gewesen sind, der Müßiggänger, der nichts hat, womit er seinen Abend hinbringen kan, der wollüstige Bürger, der über den Trieben der Natur, denen er weißlich gefolgt hat, um alle Mittel sich zu erhalten kömmt, wird bald auf der Landstrasse, mit der Pistole in der Faust, dem ersten Reisenden beweisen, daß er kein Recht zu seinem eigenen Gelde hat. Der Richter wird aus Ohnmacht, aus Mangel tugendhafter Bedienten, aus Eigennutz, aus Trägheit zu der Störung der öffentlichen Ruhe die Augen zuthun, oder gar die Beute mit dem Räuber theilen. Der Bürger verschwendet die Frucht seiner Arbeit in der Art der Ueppigkeit, die er erreichen kan, er sucht in der Vermeidung der Zölle, in schlechterer Waare, in offenbarem Betrug, ein Mittel zur Unterhaltung seiner Frühstücke, zur Besuchung der Schauspiele und der Vauxhalls.

In allen andern Verhältnüssen des menschlichen Lebens wird die gleiche Unordnung herrschen. Der Herr wird von dem Diener, von dem Unterthanen alles, und noch mehr fodern, als seine Kräfte zu seinem Vortheil aufbringen können. Der Diener hingegen, und der Unterthan werden zu der geringsten Arbeit, zu der gemässigtesten Abgabe, um so viel unwilliger seyn, je deutlicher sie überzeugt sind, daß der Herr kein ander Recht habe etwas von ihm zu verlangen, als die überlegene Macht. Und wenn einmahl ein philosophischer Pöbel, eine in den Geheimnissen unterwiesene Armee, merken wird, daß sie stärker ist, als der einzelne Fürst und Feldherr, so wird diese gerühmte Entdeckung ihre Würkung bald kräftig an Tag legen.

Aber ein Fürst wird richten, wird strafen, wird die Philosophen durch Schwerdt und Strick überzeugen, daß es besser für sie ist ehrlich zu seyn, und ungefehr so zu leben, wie das Christenthum befiehlt. Aber warum soll er diese Mühe über sich nehmen, und diese Aufsicht führen, hat er nicht nähere, nöthigere Geschäfte? Muß er nicht geniessen? Muß er nicht in der Wollust das einzige wahre Gute suchen? die Wollust,

die er so leicht und so verschieden haben kan? Wann er kriegerisch gesinnet ist, muß er nicht dem Ruhme seiner Waffen, seinem einzigen Abgott folgen, und was ficht es ihn an, wann einige tausend erlegte Maschinen seinem Siegeswagen den Weg ebener machen? Sein erleuchteter Verstand sieht die Richtigkeit des Rechts viel zu deutlich ein, er ist von der Thorheit der Tugend viel zu vollkommen überzeugt. An seinem Hofe herrschen die Erfinder der neuen Wollüste, die nach dem Geschmacke des Despoten sind, und wer sich am tiefsten beugt, steigt am höchsten, wenn er ein Werkzeug des Vergnügens seines Fürstens ist. An keine milde Stiftung, an keine zur Verbesserung des Verstandes und der Sitten abzielende Anstalt ist zu gedenken. Warum sollte der Fürst seinen Schatz anwenden, andere glücklich zu machen, die nicht er selber sind? Der Statthalter, der Feldherr, und die übrigen Obrigkeiten folgen, nach dem Maaß, ihrer Kräfte, dem Beyspiehl ihres Herrschers, und der gemeine Mann muß den Preis bezahlen, womit die Grossen beym Hofe ihre Straflosigkeit bey seiner Unterdrückung erkauffen. Zudem was ist ein Fürst, sagt sein atheistischer Feldhauptmann?

mann? Worauf gründet sich sein Recht? Wer hat mir befohlen ihm zu gehorchen? Dann die Eide wären bey einem Gottesleugner eben so lächerlich, als wann man itzt in Wien oder in Paris vor den Gerichten die Leute beym Apollo und Neptun schweren liesse. Die Folge dieses philosophischen Beweises wird seyn, daß Gift und Schwerdt von allen Seiten nach dem Fürsten zielen wird; dann welcher Unterthan wird ihm sein Serail, seine schönen Pferde, und seine Lustgärten gönnen?

Werden ihn die Leibwachen schützen? Wird ein zahlreiches und in guter Manszucht stehendes Heer seine unwilligen Unterthanen unter dem Joche halten? Aber wer schützt ihn wieder seine Leibwache, wieder den beliebten Feldherren einiger Legionen, wieder den Statthalter einer Provinz? Rom im dritten Jahrhundert, und das heutige Persien dient zum Beweißthum, wie wenig die Armeen einen Fürsten bewahren können, wo einmahl das Band zwischen ihm und seinen Unterthanen gebrochen ist. Der überall eingerissene Bau des Staates wird bald fallen, und ein Arbaces, ein Mahmoud, ein Galba der philosophischen Monarchie ein Ende machen. Sardan

Pul, Nero und Borgia waren demetrische Weltweisen und Fürsten, in der Uebung und in der Theorie.

Alle diese Züge sind der Natur nach gemahlt, und ihre Farben haben noch bey weitem nicht ihre gehörige Lebhaftigkeit. Ich habe zu Rom, zu Algier, in Persien und auch wohl näher die Urbilder dieser Beschreibung gefunden.

Ich glaube es ist genug erwiesen, daß diese neue Weisheit der Untergang des gesellschaftlichen Lebens seyn wird. Da sie einen jeden Menschen sein einziges Glück, und zwar sein blos sinnliches Glück, zum Zwecke giebt, so erregt sie eine unendliche Widerstrebung in den Kräften aller Menschen, da ein jeder die seinen gegen alle andere anspannt, und muß also den allgemeinen Zustand der Feindschaft und des Kriegs einführen, den Hobbes sehr aufrichtig schon erkannt hat, und der nicht eher aufhört, bis der Glaube Frieden macht.

Der Glaube thut gerade das Wiederspiel des Unglaubens. Alle diese Kräfte, diese Willen, die gegen einander streiten, verbindet er in einem Mittelpunct, in GOtt. Nach seinen Gesetzen sollen wir GOtt über alles und den Nächsten lieben,

wie

wie uns selbst. Was für ein unendlicher Reichthum von Weisheit, und das Glück der Welt befördernder Güte!

Wir sind nach der Offenbarung nicht für diese Welt bestimmet, ihre Güter sind eine Probe für uns, wir sollen sie mit einer beständigen Zurückhaltung geniessen, die uns verwehrt, unser Herz gar zu sehr daran zu hängen. Wir müssen sie verlassen. Wir sind bestimmt in eine Geister Welt überzugehen, woraus des Leibes Wollüste verbannt sind, und in welcher wir, als niedrige und aus Gnaden verklärte Geschöpfe, in der Gegenwart von Gott, und von tausend weit herrlichern Wesen, als das unsrige, den Trieb der Ehrsucht ausziehen müssen.

In dieser itzigen Welt sind wir alle Brüder, es ist uns anbefohlen, gegen den Nächsten alles das zu thun, was wir gegen den unendlich belohnenden GOTT thun würden, wenn er in menschlicher Gestalt erschiene, und unsrer Hülffe bedürfftig wäre: eine Vorstellung, die allen Reitz menschlicher Beredsamkeit an zwingender Rührung übertrifft.

Aus diesen kurzen Grundgesezen fliessen alle bürgerliche Tugenden, und, wann sie befolget würden, die Glückseligkeit

der Welt, ungezwungen und dennoch nothwendig.

Wir wollen die Christliche Gesellschaft gegen die Atheistische in allen den Fällen vergleichen, in welchen wir die letztere abgemahlt haben.

Die Ehe zweyer Christen ist ein Schauplatz der Liebe und der Sanftmuth. Das eine soll des andern Last tragen; das stärkere soll seine Macht nicht mißbrauchen, das schwächere soll gehorchen. Kein fremder Reitz soll sich wider die unzerbrüchlichen Gesetze der ehelichen Treu auflehnen; dann die Begierde ist schon ein Ehebruch. So sagt Christus, so sagt die nunmehr von ihm erleuchtete Vernunft, denn die gefällig empfundene Begierde wird zur That, so bald die Macht dazu da ist. Das Alter trennt die Liebe zweyer Christen nicht, es kan sie vermehren. Eine mehrere Zunahme im Guten, macht den einen Gatten dem andern verehrungs-würdig und wehrt, und diese ist mit den Jahren vermuthlich.

Die Kinder sind bey dem Christen ein Pfand, ein anvertrautes Gut, das wir bauen sollen, auf daß es dem algemeinen Herscher Früchte trage. Wir sollen sie nicht nur lieben, sondern zur Tugend, zur Gottesfurcht,

tesfurcht, zum ewigen Glücke erziehen. Gott hat uns ihnen zu Pfleg-Eltern, und an seine eigene Stelle gesezt, er, der der algemeine Vater unser aller ist.

Die Kinder sollen ihre Eltern als Gottes Statthalter verehren, sie können sie, da sie von ihnen geliebt werden, nicht anderst als hinwiederum lieben: Pflicht und Natur vereinigen sich, das zärteste, das vergnüglichste Band in einer jeden Haushaltung zu knüpfen.

Confucius hat mit Recht gelehrt: ein Reich würde glüklich seyn, wann eine jede Haushaltung in Ordnung unter sich selbst stünde, wenn die Haushaltungen in einer Statt in eine Verfassung zusammen stimmten, wann die Stätte in einem Reich unter einer algemeinen und obersten Quelle der Ordnung sich vereinigten. Dieses Reich hat Confucius nie erlebt, und dieses findet sich, sobald das Christenthum zum Ernst und zur Uebung kommt, weit vollkommener in der That, als beym Confucius in der Hofnung.

Der Diener des Christen ist sein Bruder, er ist ihm alle Liebe, alle Pflegung, alle Billigkeit schuldig. Kan der Diener eines solchen Herrn ihn nicht lieben, nicht sein

Vergnügen wünschen? da ihm Gott befiehlt seinen Herrn zu ehren, und seinen nicht unbillig, nicht vom Herrn aufgedrungenen, sondern von Gott selbst für ihn ausgesuchten Stand als genugsam, als den besten anzusehen, dessen er fähig ist.

Handel und Wandel erhält durch das Christenthum eine Treue, die kein Gesez verschaffen kan. Der Christ ist niemahls allein, Gott sieht ihn, und er steht in der tiefsten Einsamkeit der Nacht unter einer weit ehrwürdigern Aufsicht, als der Atheiste in der Gegenwart seines Fürsten. Das heimlichste Pfand, das allen Menschen unbekannte Vertrauen eines verstorbenen Freundes reitzt uns zu keiner Untreu. Solte ich ein so grosses Uebel begehen, da es Gott siehet? Solte ich dem leichtgläubigen Nächsten schlechte oder theure Waare verkauffen, weil er es nicht versteht, weil er meine Waare höchstnöthig braucht? ist dieses dem Gesetze gemäß, zu thun wie ich will, daß man mir thue? Soll ich die Ewigkeit für etwas mehr Geld vertauschen, das ich nur ein paar Jahre geniesse?

Der Richter, der Vorgesezte sieht seine Macht an, als eine von Gott ihm anvertraute und zur Prüfung für eine kurze Zeit über-

überlassene Statthalterschaft, nach deren Gebrauch er befördert oder gestraft werden soll. In diesem Lichte verschwindet aller Eigennutzen und alle Begierde, die ewige Belohnung für den Genuß eines Augenblicks zu vertauschen. Er wird ohne Mühe gerecht, sorgfältig, und unerkäuflich. Er handelt unter den Augen seines obersten Fürsten, dem keiner von seinen Gedanken unbekannt ist.

Der König sitzt auf seinem Throne ruhig. Alle Unterthanen sehen in ihm das Ebenbild Gottes auf Erden, die sichtbare Quelle der Ordnung, die Sonne der bürgerlichen Welt, die, mit dem empfangenen Glanz, ihre weit ausgedähnete Sphäre erleuchtet und wärmet. Unter dem Scepter eines Christlichen Königes, wachsen Schulen zur Auferziehung der Jugend, Kirchen zur Besserung der Alten, Hospitäler zur Pflegung der Kranken, Colonien zur Ruhstatt bedrängter Bürger und Fremden. Seine Statthalter, seine Unterrichter kennen ihn, sie wissen, daß mit ihrer Tugend ihre Ehre, und ihr Glück verbunden ist; seine Gottesfurcht prägt vielen tausenden die Aehnlichkeit seines Gemüthes und seiner Gaben ein. Keine Aufruhr steigt auch nicht einmahl im

Herzen

Herzen der Unterthanen auf. Wer haßt die Sonne?

Alle diese Vortheile flieſſen aus dem einzigen, daß GOtt der Eigenliebe in der Offenbarung Schranken ſetzt, daß er uns von der Unerſättlichkeit der Begierde nach Wollust und Ehre befreyt, und uns ein anderes Glück zeigt, das wehrt iſt, dafür Wollust und Ehre zu verleugnen. Die innern Triebe, die im Körper nach der Wollust, und in der Seele nach der Ehre liegen, ſind noch übrig ſtark, unſre Trägheit zu ſtören, und die Offenbarung ſchränkt dieſe reiſſenden Ströme nur in Dämme ein. Sie fahren fort zu flieſſen, ſie tragen nützliche Schiffe, aber ſie verwüſten das Land nicht mehr. Es wird niemahls zu befürchten ſeyn, daß eine Windſtille in der Seele des Menſchen entſtehe. Ehrſucht, Wollust und Geitz keimen mitten unter der Sorgfalt der aufmercksamen Religion, und ſie ſelber hat Pflichten, die uns zur Arbeit, und zur würdigen Bekleidung unſerer Bedienungen verbinden.

Nichts wird wohl mehr übrig ſeyn, als einigen Einwürfen vorzukommen, die den Gönnern des Unglaubens leicht einfallen können, und eben dieſe Einwürfe werden uns

uns zum zweyten Theil unserer Vorstellung führen, der durch die Erfahrung dasjenige bestärkt, was wir aus der Theorie vorgetragen haben.

Sind dann die Christlichen Reiche mit tugendhaften Menschen besetzt, sagt der Atheiste? sind die Heiden nicht eben so gut gewesen? ist China nicht unter einer atheistischen Herrschaft und Regierung, ein gesittetes und ordentliches Reich? und, ist dieses alles wahr, was rühmet man uns dann die Offenbarung, die den Menschen nicht besser macht? Was schilt man auf den Unglauben, der sie nicht hindert gut zu seyn?

Es ist andem, Griechenland und Rom haben in verschiedenen Absichten Männer hervorgebracht, die aus blosser Ehrbegierde zum Vortheil ihres Vaterlandes, grosse Thaten begangen, tapfer gefochten, gerecht geurtheilt, herzhaft im Rahte gesprochen, und andere äusserliche dem gemeinem Wesen nützliche Tugenden ausgeübt haben. Unsre heutigen Gottesverleugner können sich aber der Exempel dieser Männer schwerlich wider uns bedienen. Sie sind, ihrem Lehrgebäude zu folge, eben sowohl Thoren, als die Christen gewesen. Wie diese für ein

ewiges

ewiges Leben im Himmel, so haben jene, mit gleicher Enthusiasterey, für eine Unsterblichkeit in den Reden der Menschen gearbeitet, und dabey die Hauptabsicht des Menschen und das wahre Glück, die Wollust, verabsäumet. Sie sind auch eben nicht Atheisten gewesen: die tugendhaftesten unter den Heiden haben ein göttliches, und auf die Menschen aufmercksames Wesen geglaubt, und eine Dämmerung von dem wahren Lichte scheint bis auf ihr Gemüthe durchgedrungen zu haben. Hieher zählen wir den Antonin, den Epictet, und gewissermassen den Socrates. Ja die Römer, zu den Zeiten des Polybius, waren noch so voller Ehrfurcht gegen die Götter, daß man keinen unter ihnen hätte erkauffen können, einen falschen Eid zu thun.

Es fehlt aber sehr viel, daß selbst Athen und Rom, diejenige Art der Tugend besessen haben, die ein Volk glüklich, und einen Menschen selig macht; und die Ursach, warum sie sie nicht besessen, liegt eben darinn, daß ihnen das Licht der Offenbarung noch nicht aufgegangen war. Diese Betrachtung dient vornemlich zu unserm Vorhaben.

Die

Die Tugend der noch freyen Römer gieng vornemlich auf die Aufnahme des Staats. Alle Bürger waren mit einem fanatischen Begriff eingenommen, die Herrschaft der Welt sey den Römern zugedacht, und ein jedes Mitglied der Republic arbeitete an diesem grossen Werke mit Eifer und Vergnügen. Die Triumphe, die Bilder und Siegeszeichen erhielten diesen Trieb, und feureten die Ehrbegierde an. Aber es fehlete diesen Römern (und noch mehr den Griechen) an sehr vielen und nöthigen Tugenden. Sie waren rachgierig, und hielten den Haß und die Verfolgung ihrer Feinde für eine Tugend. Die Accusationes, oder gerichtlichen und peinlichen Klagen wieder ihre und ihrer Eltern Feinde, waren eine der gemeinesten Strassen, auf welcher die jungen Römer nach der Ehre strebten. Die Feindschaft zwischen den Familien war fast unversöhnlich, und ein Sohn konte, wenn er sich nicht entehren wollte, fast nicht die Feinde des Vaters unverfolget lassen. Hieraus entstunden zwar keine Zweykämpfe, die weiter im Norden ihre Erfinder gehabt haben, aber doch Aufruhr und Zweytracht. Die Römer kannten, so viel ich mich erinnern kann, die Liebe und Mildthätigkeit gegen die Armen nicht, die Almosen und

Hospitäler sind neue Erfindungen, und gehören dem Wesen und Namen nach, dem Christenthume zu. Gegen ihre Feinde waren sie, auch die besten unter ihnen, grausam und unerbittlich, und ein König, über den man triumphirt hatte, muste samt seinem Geschlechte sterben, ja die unschuldigen Töchter wurden, einem abscheülichen Gebrauche zufolge, vom Hencker zuerst ihrer Ehre, und dann des Lebens beraubt. Die herrschenden Absichten, selbst deß noch tugendhaften Roms, waren ungerecht, es mischte sich in alle Gelegenheiten ein, und unterdruckte eben die Völcker, die es zu beschützen vorgenommen hatte. Die Vorzüge der Keuschheit waren dem männlichen Geschlechte ganz unbekant, man weiß des Cato heillosen Rath, die Vergötterung der Flora, und die Schauspiele der Römer, deren sich das Volk schämte, und sie dennoch nicht entbehren konnte. Ein Antonin selbst hielt seine Beyschläferin. Die Trunkenheit wurde eben so wenig, als der Geiz, für ein sonderliches Laster angesehen, der jüngere Cato hat die erstere mit seinem Exempel, und der ältere den letztern mit seinen Vorschriften rühmlich gemacht. Der Selbstmord war

eine

eine erlaubte Freylassung, die man sich selber gab, und der übertriebenste Ehrgeitz nicht nur eine Heldentugend, sondern eine Mutter der Helden. Die Eitelkeit und der Eigenruhm, waren, auch bey den besten Römern, allgemein: der Brief des Cicero an den Lucceius ist ein immerwährender Beweiß, wie weit sich auch philosophische und gutgesinnete Männer in diesem Stücke vergessen haben, und die Münzen sind ewige Zeugnüsse der Ruhmgierigkeit dieses Volkes. Die grausame Aufopferung der gefangenen Fechter, die eine der vornehmsten Belustigungen des Volkes, sogar bey den Mahlzeiten war, die Aussetzung der Kinder, die man selbst in den vornemsten Geschlechtern, um keinen neuen Aufwand zu machen, dem Tode überließ, die Knechtschaft sind lauter wieder die Menschenliebe streitende Fehler, und Merkmahle einer allgemeinen Unbarmherzigkeit. Kurz es bleibt von allen den Römischen Tugenden wenig über, als die Herzhaftigkeit, und der Eifer für die Vergrösserung des ewigen Roms.

China ist nichts weniger, und ist auch niemahls dasjenige gewesen, wozu es, aus eigenen Absichten, die Jesuiten gemacht ha-

ben. Anson, le Gentil, Rinius und andere neue Reisenden haben es nach dem Leben abgemahlet.

Wir könten zwar den Freygeistern ableugnen, daß die Gelehrten in China Atheisten seyen. Der Kayser selbst opfert dem Gott des Himmels, und die Aufmerksamkeit des Tien (oder obersten Wesens) auf die Aufführung der Menschen ist angenommen und canonisch. Aber wir wollen die heutigen Chineser, bey ihrer grossen Laulichkeit in der Religion, den Atheisten gerne überlassen, sie werden bey dieser Vermehrung ihrer Anzahl nichts gewinnen.

China hat seine Gesetze und Anordnungen von seinen ersten Kaisern, von den tugendhaften Ven und Vouvang und andern Herrschern, die, soviel ich finden kan, der allerältesten Religion zugethan gewesen, und einen einzigen Gott, als einen Schöpfer, Versorger und Richter der Menschen, verehrt haben. Diese Gesetze sind ungemein ordentlich. Eine scharfe und despotische Aufsicht und Macht steigt vom Kaiser auf die Stadhalter der Provinzen, von diesen auf die Obrigkeiten der Stätte, und endlich auf den Hausvater herunter, der eine vollkommene Herrschaft gegen seine Haus-

genossen

genossen, und einen eben so vollkommenen Gehorsam gegen seine Obern, die sehr unrichtig so genanten Mandarinen, ausübet. Diese und viele andere Verordnungen samt der natürlichen Feigheit des Volks, hat dieses grosse Reich noch so ziemlich in Ruhe, und in einer gleichen Verfassung erhalten. Die neuen Herrscher, die von Zeit zu Zeit das blödherzige China mit den Waffen bezwangen, haben diese despotische Macht ihnen selbst sehr zuträglich, und zugleich sehr nöthig gefunden, ein unzählbares Volk, das seine Ueberwinder allemahl wohl hundertmal an Mannschaft übertroffen hat, zugleich im Zaume, und in einem erträglichen guten Willen gegen seine Ueberwinder zu erhalten. Aber was ist die gerühmte Würkung dieser Gesetze, und dieser gepriesenen Sittenlehre, in welcher kein Gott ist? Eine allgemeine Herrschaft vieler Laster, mit überaus weniger Tugenden. Der Chinese ist feig, falsch, rachgierig, eigennützig, betriegerisch, wollüstig. Es ist wahr, er ist höflich, arbeitsam, und im äussern gelassen und sittsam. Aber wie gering sind diese Tugenden gegen die überwegenden Laster?

Selbst die innere Verfassung hat mehr Fehler, als die schlechtesten Europäischen Staate. Alles ist voll Räuber, und alle Jahrhunderte sind voll von solchen Störern der allgemeinen Ruhe, die durch die Feigheit des Volks, und die Ungelenksamkeit der langsamen Regierungsform fürchterlich, und den Kaisern selbst gefährlich, geworden sind. Die Gerechtigkeit, die gelehrten Beförderungen sind durchgehends verkäuflich. Alle Jahre leidet diese oder jene Provinz von der Hungersnoth: die öffentlichen Vorrathshäuser stehen, durch die üble Besorgung eigennütziger Obrigkeiten ledig, und der Unterthan stirbt zu tausenden. Der Kaiserliche Hof ist voll Unruhen, selbst der gepriesene Kamhi hat seinen erwählten Thronerben hinrichten zu lassen sich gezwungen gesehen. Kurz in China ist der blosse Schatten der Tugend, und das wesentliche des Lasters anzutreffen.

Hier wird der Freygeist mir die Europäischen Sünden vorwerfen. Er wird die Greuel des so andächtigen Constantinopolitanischen Hofes, das zu Rom herrschende Verderben, und der protestantischen Länder Fehler vorrücken. Der Herr Bayle hat diesen Einwurf schon vorgetragen,

gen,

gen, er fält auch leicht in die Augen. Seht die Folgen des Christenthums, sagt man, der Spanier bettet und mordet in einer viertel Stunde; der andächtige Italiäner ermahnet seinen Feind zur Beichte, und schießt ihm die mörderische Kugel, nachdem der elende sein Ave Maria geendigt hat, ruhig durchs Herz. Die Christen geben vor, sie glauben ein ewiges Leben, und dieses seye die Hauptabsicht ihrer Thaten. Aber seht sie näher an, suchen sie was anders als Geld, Wollust und Ehre, und was sucht der Atheiste mehr? Also kömmt, in der ausübenden Sittenlehre, der Atheiste und der Christe überein, und die Würkung der Offenbarung ist nur in den Geberden zu finden.

Dieser Einwurf scheint stark, aber er scheint es nur. Das Christenthum hat zu allen Zeiten seine wahren Kräfte genug gezeigt, und die Tugend hat allemahl in dem gleichen Verhältnüsse mit der Frömmigkeit zugenommen.

Die ersten Christen waren Muster der Keuschheit, der Liebe, der Demuth, der Uneigennützigkeit, und warum sollten sie es nicht gewesen seyn, da sie alle Augenblicke gewärtig und erbötig waren, ihr Leben zu lassen, und alle die Güter zu verlieren, wo-

nach andere Menschen streben? Der jüngere Plinius ist ihr erster Zeuge, und sie haben bey ihren Verfolgern allemahl herzhaft auf die Untersuchung sich berufen, ob sich wohl unter ihnen, unter ihren tausenden, ein einziger Lasterhafter befände? So lang sie wahre Christen waren, solang trieben sie die Tugend über alle bekanten Gränzen der Menschlichkeit. Seine Feinde lieben, sein Leben für die Wahrheit niederlegen, sich ohne Wiederstand von der wütenden Obrigkeit mißhandeln und ermorden lassen, sind freylich Tugenden, die nicht in des Menschen Herzen ursprünglich sind, und die die weisesten Heiden nicht gekant haben.

Es ist andem, in der Folge der Zeit hat man erlebt, daß in dem Herzen Unzucht, Ehrsucht und Rache aufgewachsen sind, da zugleich der Mund die Sprache der feurigsten Liebe zu Gott nachgeahmt hat. Eine grosse und mächtige Secte der Christen hat den Mord, und alle Arten der Verfolgungen, eben so weit, und vielleicht weiter getrieben, als die Römer. Dann schwerlich wird man in der Geschichte einen Tag finden, der dem Bartholomäustage an der Anzahl, dem Adel der Erschlagenen, und der Treulosheit der Mörder gleich kömmt, ei-

nem

nem Tage, den der angebliche Statthalter JEsu mit Müntzen, mit Jubelreden, mit allen möglichen Freudensbezeugungen gut geheissen und geweihet hat.

Es ist gleichfalls andem, daß in den gereinigten Kirchen der Christen selbst die menschlichen Laster, in einem unleugbar hohen Grade herschen. Es giebt unzüchtige, ehrsüchtige, geitzige, ungerechte, in allen Ständen und allen Gemeinen. Aber alles dieses beweiset für die Gottesverleugner nichts, und beweiset vieles für uns.

Der Aberglaube ist ein fast eben so abgesagter Feind der Religion, als der Unglaube. Dieser läßt das menschlichen Verderben frey, weil kein GOtt ist, der es straft, und jener, weil sich GOtt durch Ceremonien, durch fremde Verdienste, durch eine äusserliche Anhängigkeit an eine wahre Kirche gewinnen läßt. Beyde machen die Menschen zu bösen Schuldnern gegen GOtt. Der Atheist leugnet die Schuld, und der Abergläubige will für Gold Papier bezahlen. Was gehen also die Religion die Folgen des Aberglaubens an, und warum sollte sie die Uebelthaten ihres Feindes verantworten?

Die Laster der laulichten, der Namens-Christen, fallen eben so wenig der Religion zur Last. Wann wir sie mit dem Unglauben vergleichen, so halten wir das Lehrgebäude der Offenbarung, und das Lehrgebäude des Unglaubens gegen einander. Jene führt uns zur allgemeinen Liebe, die das wesentliche der Tugend, nach dem Geständnisse unserer Feinde ausmacht, und diese trennet uns von allen Menschen, sie macht uns selbst und unsern Willen zu unserm GOtte, und zum einzigen Endzweck unserer Thaten. Der Christ ist lasterhaft, weil er kein wahrer Christ ist, und der Atheist, weil er ein wahrer Atheist ist. Die Tugenden, die diesem bleiben, kommen von seiner Scheu vor seinen Mitbürgen, von den überbliebenen Empfindungen der Auferziehung her, und er ist kein rechter Atheist, er handelt nicht nach bündigen Schlüssen, so bald er etwas anders liebt, als sich selber.

Wir bemerken ferner, daß bey allen diesen Mängeln eine ungemeine Menge gutes im Christenthum übrig bleibt, dessen Quelle wir einzig in der Religion zu suchen haben, da dieses Gute, nach unsrer Gegner Bekenntniß, eine fremde Pflanze bey uns, und

und nicht eine Frucht unsers Herzens ist. Eine allgemeine Redlichkeit im Handel und Wandel, eine noch grosse Uebermacht ehlicher Huld und Treu gegen die entgegen stehenden Laster, eine durchgängige Liebe der Kinder, der Freunde, der Armen, eine weit über das Gegentheil vorziehende Gerechtigkeit, ein fast unbegreiflicher Gehorsam gegen die öfters unbarmherzige Obrigkeit, eine ununterbrochene Treu in den Kriegesheeren, herschet noch fast in der ganzen Christenheit. Wie viele Arme werden noch gespeiset, wie viele Kranken gepflegt, wie viele Waisen erzogen, wie manche aufsteigende Begierde zur Rache, zur Unkeuschheit wird noch durch das Gewissen, durch die dem Gemüthe gegenwärtige Erinnerung an GOtt gebrochen? und wie mancher Mensch bleibt, wieder den Dank seines Verderbens, eben deßwegen ein guter Bürger, ein liebreicher Ehmann, ein zärtlicher Vater, ein nüzlicher Magistrat, bloß weil er ein Christ ist!

Viel algemeiner, viel reiner würde das Reich der Tugend unter den Menschen seyn, wann mehrere Christen wären, wann die meisten Menschen die grossen Wahrheiten der Offenbahrung ihrem Gemüthe mehr ein-

drückten, wann sie nicht von der Macht der Göttlichen Drohungen und Verheissungen sich durch eine freywillige Unterlassung aller Mittel befreyten, dadurch die Religion zur Kraft kommen kan. Die Vergleichung eines der Religion ergebenen Staats, und eines andern, wo die Freygeisterey herrscht, ist ein augenscheinlicher Zeuge für uns.

Engelland war unter der grossen Elisabeth und noch später noch fast gänzlich frey vom Unglauben. Die grösten Geister dieser Zeiten, ein Verulam, und lang hernach ein Milton, waren voll der tiefsten Achtung gegen GOTT. Damahls war die englische Nation häußlich, eingezogen, arbeitsam, tapfer, freygebig, gastfrey, mitleidig, und in allem ordentlich. Der Eindruck der Religion haftet selbst auf den Erzählungen ihrer Reisenden, und auf den Entschliessungen des Parlaments. Dieses Engelland war dem Philip, und der ganzen Gewalt des Pabstes zu stark: auf einmahl und zu gleicher Zeit, hoben sich die Schiffahrt, die Gelehrtheit, die Handlung und der kriegerische Ruhm in die Höhe, und der Nahme dieses glückseeligen Volkes flog über den bewundernden Erdboden.

Es kam die Zeit, da Freygeister herrschten, da unter Carl dem Andern, alles, was der Religion ähnlich sah, zum Gelächter und zum Vorwurf wurde. Ein noch unbekehrter Rochester, ein Hobbes, ein Drydden, waren die Schooßkinder des Hofes, und der Nation. Der Unglaube drang bald von dem Throne zum Adel, vom Adel endlich bis auf das gemeinste Volck, biß in die Gemächer des Frauenzimmers. Was folgte darauf? Ein herrschendes, ein allgemeines Verderben. Keuschheit und Eingezogenheit, häußliche Sorgfalt, Treu im Handel und Wandel, patriotische Liebe des Vaterlandes, Ordnung in der Einnahme und Ausgabe, alle Tugenden flohen, fast zusehends, aus dem von der GOttesfurcht verlassenen Lande. Es ist leider mehr als zu bekannt, daß diese Wunden seit dieser Zeit nichts weniger, als zugeheilt sind. Das Verderben hat bey dem Pöbel, auf eine erstaunliche Weise, zugenommen. Die kluge Liebe unsers Monarchen hat ein alles Fluches würdiges Getränckе zu verbannen gesucht, aber selbst die Gesetze haben dem erstarketen Laster weichen müssen. Unglückli-

che Heyrathen, Feindschaften in den Familien, Verschwendung und Betrug, und alle Laster, haben unter dem Schutze des Unglaubens so sehr zugenommen, daß, selbst im äusserlichen, die Handlung durch die unnöthige Erhöhung der Preise, durch die betrügliche Ausarbeitung der Waaren, und durch den unbegreiflich niederträchtigen Schleichhandel mit feindseligen Nachbaren, das Kriegswesen aber durch die Feigheit der Anführer, und die Regierung durch eine unsinnige Anhängigkeit an einen der verfolgenden Religion zugethanen Fremden, die bittern Früchte der Freygeisterey empfunden hat.

Ein Protestante würde an seinen gereinigten Glauben gedencken, er würde diesen Schatz mit seinem Blute bewahren. Aber ein freydenkender Troglodyte denkt, und sagt auch wohl: was geht mich die Sicherheit einer Secte an, von welcher Lehre ich nichts glaube. Was frage ich darnach, ob mein Land frey oder glücklich ist. Mag es doch zu Grunde gehen, wenn ich über seinen Schutt zum Glücke steigen kan.

Und

Und dennoch bleibt auch bey den verdorbenſten Ländern, und in den Gemüthern der Freygeiſter ſelber, noch viel gutes, das eigentlich dem Chriſtenthum zu verdancken iſt. Sie treffen, ſelbſt wann ſie groß und mächtig ſind, eine Menge guter Einrichtungen und Anſtalten ſchon gemacht an, die ſie umzuſtoſſen bedencklich finden, und deren guter Nutzen für den Staat gar zu augenſcheinlich iſt. Sie ſind ſelber aus der Auferziehung, aus dem Leſen ſolcher Bücher, deren ſcharfſinnige Verfaſſer ſie durch die Anmuth ihres Vortrages zur Anhörung ihrer Sittenlehren anlocken, noch voll von moraliſchen Begriffen, deren ſie ſich ſo wenig, als der Epicuriſche Lucretius, entſchütten können. Die Schaam zwingt ſie ſich zu verſtellen, und der noch nicht genugſam erleuchteten Welt nicht alzufrüh zu erkennen zu geben, daß die Freygeiſterey die Religion des Laſters iſt. Und endlich muß man geſtehen, daß in einem Lande, wovon wir eben das Verderben bedaurt haben, nicht ſowohl eine undenkende Verleugnung eines oberſten Weſens herrſcht, dazu die Vernunft dieſes ſcharfſinnigen Volcks zu erleuchtet iſt, und

daß

daß es nicht viel tiefer, als auf die natürliche, und einen Unterscheid des guten und bösen übrig lassende Religion verfällt, da hingegen unsere herzhafteren Weisen einen allgemeinen Krieg wieder alles beginnen, was göttlich ist, was über den Menschen ein Recht behaupten will, und alle Schranken des guten und bösen, alle Furcht und Hofnung, auf einmahl umzureissen und auszurotten sich bestreben. Es ist auch in allen Ständen eine Anzahl rechtschaffener Christen übrig geblieben, deren Licht nicht zuläßt, daß eine allgemeine Finsterniß überhand nehme. Auch unter den Gesetzgebern der Nation wenden Littleton und West ihre Gaben zur Vertheidigung der Wahrheit an, und noch weit näher dem Throne, könten wir in dem obersten Range unter den Sterblichen erlauchte Verehrer der Wahrheit anzeigen, vor denen Laster und Unglauben sich schämen muß.

Hat nun der Unglaube dieses alles unter dem Drucke und im Finstern gethan, da noch eine Religion bey vielen im Herzen, und äusserlich bey allen geherrschet hat, so kan man sich den Zustand eines Reichs vorstellen,

von

von welchem die Religion gänzlich verbannet, und das mit lauter neuen, vorurtheilfreyen, Philosophen bewohnt ist. Rom unter dem Nero, ist ein ziemlich ähnliches Vorspiel dieses Zustandes gewesen, obwohl die Christliche, die jüdische Religion, und die stoische Weltweisheit noch hin und wieder die allgemeine Herrschaft des Verderbens in etwas gehemmt haben. Und doch hat schon damahls der noch seltene Liebhaber der alten Römischen Tugend sich sorgfältig gehütet, etwas davon mercken zu lassen, daß er für diese verhaßte Lehrerin einige Hochachtung behalten hätte. Er konte der Furcht nicht wiederstehen, mit seiner Anhängigkeit an die Tugend sich einem algemeinen Gelächter bloß zusetzen.

Es ist also unser Streit mit den Freygeistern nicht eine blosse theoretische Zwistigkeit, ein Krieg über den vollen und leeren Raum, wobey der irrende eben so rechtschaffen bleiben kan, und der rechthabende keinen näheren Weg zur Tugend erwählt. Es ist ein Krieg zwischen dem Guten und Bösen, zwischen dem Glücke der Welt und ihrem Elende.

Doch wir haben dieses Reich des Verderbens schon abgemahlt, und es ist vermuht-

lich, deutlich, wie nöhtig es seye, daß ein jeder Freund der Menschen und des Vaterlandes, der über die Aufnahme der Freygeisterey erschrickt, ernsthafte Mittel ergreiffe, womit er von dem Haupte seiner Bürger, seiner Kinder, und vielleicht von seinem eigenen die Gefahr abwenden kan, die über ihm hängt. Solte nicht ein jeder Christ mit gedoppeltem Eifer sich ermuntern, bey seinen Kindern, bey seinen Freunden, bey der Welt den Glauben fortzupflanzen, und der Nachwelt Christen zu erziehen? Solten nicht die noch übrigen Grossen, die ihre Kronen von Gott empfangen zu haben nicht vergessen, durch Beförderung der Tugendhafften, durch Verachtung und Zurücksetzung der Freygeister, durch ernstliche Ordnungen in Schulen und in Kirchen, durch eine behutsame Wahl in Ministern, in Vorgesetzten und in Obrigkeiten, den Unterthan in den Gehorsam gegen den Glauben zu setzen trachten, wovon ihr und sein Glück so natürlich abhängt? Solten nicht die Gelehrten, die vorzügliche Gaben empfangen haben, dieselben ihrem Geber heiligen, und anstatt kleiner gleichgültiger Untersuchungen nach Sprachen, Geschichten und Philologie das eintzig nöthige,

thige, das Kreuz Christi, mit Rührung, mit Wehmuth und Nachdruck predigen? Und solte nicht ein jeder Christ in seinem eigenen Busen den Keim des Uebels auszurotten sich bestreben, und bey sich selbst anfangen, dem Unglauben das überzeugende Beyspiel eines wahren Christen entgegen zu stellen, gegen welches die Götzen des Heidenthums, und die Pralereyen der Weltweisen, wie der Schatten der Nacht beym Anbruch der Morgenröthe, verschwunden sind.

Gegeben zu Göttingen den 26. Dec. 1750

II.

Vorrede

Zum ersten Theil

Der allgemeinen

Historie

der Natur.

II. Vorrede

Zum Ersten Theil

Der Allgemeinen Historie der Natur.

IN allen Meinungen der Menschen herschet eine Mode, eine mehrentheils unüberlegte und veränderliche Gewonheit, deren gantze Völcker folgen, ohne eine Ursache ihres Gehorsams angeben zu können; Sie sind veränderlich, eben darum, weil sie auf keine wahren Gründe gebauet sind. Es ist der Wahrheit unmittelbahres Vorrecht, daß sie ewig bleibt.

Es sind etwa hundert Jahre verflossen, daß in Europa die Erklärungen der natürlichen Begebenheiten, und die willkürlichen Lehrgebäude, angesehene Vorzüge grosser Gelehrter waren.

Nachdem einmal Rene Des Cartes auf eine Mechanische Weise die Bildung und

den Bau der Welt ausgelegt, und sich die Freyheit genommen hatte, solche Figuren den kleinsten Theilen der Materien zu geben, und ihnen solche Arten von Bewegung mitzutheilen, wie er sie zu seinen Erklärungen nöthig hatte, so sah gantz Europa diese schöpferische Gewalt, als ein unzertrennliches Vorrecht eines Weltweisen an; Man baute Welten, man machte Elementen, Wirbel und Schrauben, und meinte dem gemeinen Besten ausnehmend gedienet zu haben, wann die wirklichen Begebenheiten in der Natur sich nur einiger massen durch den angeblichen Bau erklären liessen, den man für sie ausgesonnen hatte.

Aber dieser bequeme Gebrauch dauerte nicht so lang, als die faulen Natur-Lehrer wohl gewünschet hätten. Die Erfindungen der Einbildung sind wie ein gekünsteltes Metall, es kan die Farbe, aber niemals die Dichtigkeit und die unzerstörbare Festigkeit haben, die die Natur ihrem Golde giebet. Eine falsche Müntze ist gangbar, weil die Neuigkeit ihr einigen Glantz giebt, die Zeit deckt ihre Röthe, und ihre unechte Herkunft auf. Die Streitigkeiten, die der natürliche Stoltz und die Ruhmbegierde der Menschen nothwendig erreget, waren das

erste

erste Mittel die Blösse der Hypothesen aufzudecken; Ein junger Weltweiser fand einen bequemen Weg zur Grösse in der Widerlegung eines berühmten Manns, und es war ihm viel leichter, dessen Schwäche zu finden, als etwas besseres an die Stelle des niedergerissenen Lehrgebäudes zu setzen; Ein gemeiner Probstein entdeckt das Kupfer in dem edlen Metalle, aber Gold zu machen ist für die Menschen zu schwer. Hieraus folgte ein allgemeiner Krieg unter den Gelehrten, und da nichts von ihren Meinungen auf die Natur gebauet war, so blieb nichts davon übrig, was mit so grosser Bewunderung war aufgebauet worden. Der Cartesianer verdrang den Schüler der Peripatetischen Secte, der Gassendiste fand die Schwäche des Cartesianers, und eine allgemeine Vergessenheit hat nunmehr die streitenden Lehrer begraben. Die siegenden Meynungen und die überwundenen sind in ein unparteyisches Nichts zurück getreten, aus welchem sie die Einbildung ohne die Erlaubnüß der Natur gezogen hatte.

Ein grosser Vorzug der neuern Zeiten war die immer steigende Kunst der Arbeiter, die zur Entblössung der Natur Werkzeuge verfertigten. Bequemere Sternröh-

re, ründere Glaßtropfen, richtigere Abtheilungen eines Zolles, Spritzen und Messer thaten mehr zur Vergrösserung des Reiches der Wissenschafften, als der schöpferische Geist deß des Cartes, als der Vatter der Ordnung Aristoteles, und der belesene Gassendi. Bey jedem Schritte, den man näher zur Natur that, fand man das Gemählde unähnlicher, welches uns die Weltweisen von derselben gemacht hatten.

Die Verachtung der Hypothesen wuchs mit der Ueberzeugung, daß sie eben so wenig richtig wären, als ein aus der Einbildung hingemahlter Kopf eines Aeneas, eines Romulus, eines Pharamunds, dem wahren Uhrbilde ähnlich seyn kan; Der Mahler und der Weltweise hatten das Uhrbild nie gekant.

Die Mathematische Lehrart breitete sich über Europa aus, sie lehrte uns kriechen, da wir vorher fliegen wollten, und lieber langsam uns der Wahrheit nähern, als geschwind von derselben entfernen. Man trug den Menschen das schwere Gesetz auf, nichts zu glauben, als was erwiesen wäre, und nach und nach wurde es von den gesitteten Völckern angenommen.

men. England fieng an, Boerhaave und Holland folgte nach, Deutschland bequemte sich dazu, und Franckreich, so ungern es seinen Landsmann verließ, so unangenehm als es ihm war, der Einbildung Rechte zu verleugnen, in welcher es einen Vorzug vor seinen Nachbarn hatte, schämte sich endlich, und that in seiner Academie, in der Persohn seines Reaumürs, seines Maupertüis, seines Clairauts, der Wahrheit die längst-verschuldete Abbitte.

Die Mittelstrasse ist für den Menschen der allerschwerste Weg, er wird viel eher aus dem Unglauben zum Aberglauben übergehen, er wird aus einem üppigen Leben viel leichter ein Münch in der Trappe, als daß er zwischen beyden Abwegen in einem vernünftigen Christenthum fortleben solte. Die Mittelstrasse ist eine Linie, ein Weg ohne Breite, wer wolte sich auf demselben erhalten können? So wenig das Hertz des Menschen sich auf der Mittelstrasse festsetzen kan, so wenig kan es auch sein Verstand; auf einer Seite fliegt der Mensch zu hoch mit eignen Schwingen, und wird ein Pelagianer, er sinkt auf der andern, und wird

unter

unter den Händen des Jansenisten zur Mäschine. Eben so gieng es der Naturlehre, man hatte sich bey den willkührlichen Erklärungen übel befunden, und ward zum Zweifler, die Academie zu Athen wollte sich vor dem Irrthume hüten, sie sanck immer tiefer, und glaubte endlich gar nichts mehr, um nicht zu irren.

Ich glaube mit recht zu den Ausschweiffungen des menschlichen Verstandes, zu seiner Uebermäßigkeit, (dann die glückliche Sprache unsers gemäßigten Vaterlandes, hat keine rechten Wörter für Excès und Caprice) die Gewohnheit rechnen zu können, alle Hypothesen, alle Systemata zu verachten; eine Gewohnheit, die immer mehr und mehr zunimmt, und die dem menschlichen Geschlechte schädlicher werden kan, als die Träume der Schulweisen nimmermehr haben seyn können.

Der Mensch ist von Natur faul, seine träge Kraft senckt ihn mit einer ewigen Gewalt zur Ruhe. Alle wilde Völcker, die sich den Trieben der Natur wehrloß überlassen, sind aller Arbeit äusserst verdrüßig, sie huken auf der Erde, sie schmauchen Tobak, sie schlaffen in ihrem

Heng-

Hängbetten, und würden niemahls aufstehen, wann sie der Hunger und die Noth nicht aus ihrer Gemächlichkeit triebe.

Die Europäer haben mehrere elastische Kräfte, die ihre Schläfrichkeit stöhren. Der Ehrgeiz, das Exempel, die Scham, die Ermahnung, die Neubegierde, lassen ihren Verstand nicht so brache liegen; wie bey den Völkern, die für Ehre und Weißheit keinen Nahmen haben. Aber alle diese Triebe sind noch kaum starck genug, uns zu der schweren Arbeit anzufeuren, die die Nachforschung der Warheit erfodert. Im scharfsinnigen Italien, im tiefdenckenden Spanien, ruhen tausend und tausend fähige Köpfe, unter dem Schatten des Aberglaubens und der Gewohnheit, und verschlaffen und verträumen ihre Kräfte.

Noch wallen doch die Gemüther der Europäer mit Ehrbegierde, mit der Liebe zur Neuigkeit, die Linnäus als das hauptsächliche Vorrecht des Menschen ansieht, womit er sich über die Thiere erhebt, und wodurch er der Bezwinger beyder Welten, der natürlichen und derjenigen geworden ist, ~~die~~ er selber aufgeführet,

geführet, und die Theorie genennet hat.

Man stelle sich nun eine Zeit vor, wo aus gantz Europa alle willkührliche Meynungen, alle Hypothesen gänzlich, nach dem Wunsche vieler neuern Weisen verbannt sind; Man nehme die Sätze dieser des menschlichen Hertzens nicht recht kundigen Geometern an, daß der Mensch die innere Natur der Dinge zu kennen unvermögend seye, daß wir nichts zu hoffen haben, als die Wahrnehmung einiger Erscheinungen, und das die Wahrheit in einem Abgrunde liege, zu welchem wir keine Brücke haben.

Was wird wohl die Wirckung dieser Sprache der Verzweiflung seyn, wann sie die Oberhand gewönne? Eben die, so die erkannte Unfruchtbarkeit eines neuen Landes hat. So bald der reisende Waghals kein Gold, keine eines Wunsches würdige Waare an dem ungastfreyen Ufer mehr hoffet, so verläßt er die angefangene Entdeckung, niemand verfolgt die ersten Untersuchungen, das Land bleibt unbebauet, und sein blosser Nahme haftet auf dem gleichgültigen Gedächtnisse der Nachwelt.

Ich

Ich befürchte sehr, das Reich der Wahrheit werde eben dieses Schicksal erfahren, so bald wir in demselben keine fruchtbaren Entdeckungen zu machen hoffen, so bald unsre Neugierigkeit, unser Ehrgeiz kein Eigenthum in demselben mehr erwartet. Wann der Weg zur Wahrheit uns so weit, so ungewiß, so schwer gemachet wird, wenn man uns vorsagt, daß wir nicht anders als mit dem Senckbley in der Hand gehen sollen, und doch dabey uns zu wissen thut, daß wir mit aller Vorsicht alle Augenblicke fallen werden, wann alle unsre Bemühungen uns zu nichts, als von einer pöbelhaften Unwissenheit zu einer gelehrtern führen, werden wir uns wohl bewegen? Werden wir in einer mühsamen Reise fortfahren, die uns nirgends hinführt? Wird nicht die Gemächlichkeit, wie ein neuer Cineas, einem jeden gelehrten Pyrrhus ins Ohr sagen: Warum wilst du die gewissen Vergnügen der Wollust, und der Ruhe verläugnen, und mit einer chimärischen Ritterschafft die Rechte der Wahrheit ohne den geringsten Anschein etwas auszurichten, unfruchtbar vertheidigen? Wann du

alles

alles gethan hast, so bist du wieder wie ietzt, bey der Unwissenheit.

Sollte jemand mich mit dem Beyspiele der Mathematic wiederlegen wollen, von welcher man alles Willkührliche, alles Halbwahre, und Unerweisliche glaubt verbannet zu seyn, so wurden mir doch solche Antworten auf diesen Einwurf bleiben, die mir zureichend vorkommen, meinen Gegner mit mir zu vereinigen.

Die Mathematic gehet mit überaus einfachen Dingen um, mit Linien, mit Dreyecken, mit Vierecken, mit Zahlen, deren Eigenschafften wenig an der Anzahl, und vollkommen ausgemacht sind. Sie beschäftiget sich mit diesen einfachen Grösßen, und suchet derselben Verhältnisse und Zusammensetzungen. Keine andern menschlichen Wissenschafften haben diesen Vortheil, und es läßt sich bey keiner die gleiche Strenge gebrauchen.

Da ich von der Naturlehre in ihrem ganzen Umfange hauptsächlich schreibe: so ist es bekannt, daß uns von den Cörpern, aus denen die Natur besteht, und von der Bewegung, die ihre Kräfte ausmacht, das meiste unbekannt ist. Ein mathematischer Lehrer fängt vom Puncte,

te, von der Linie, von solchen einzeln Dingen an, deren vollständige Erklärung er zur Hand hat. Wo fängt der Naturlehrer an? Die Elemente der Körper sind völlig verborgen, die ersten aus den Elemente entstandenen Körner der Materie, die Urkräfte der Schwere, der Schnellkrafft, des electrischen und des magnetischen Wesens, des Lichts und Feuers, sind uns nur hin und wieder stückweise, und unvollkommen bekannt.

Der gröbere Bau der Thiere und Pflanzen, der Bau, den die Vergrösserungsgläser einsehen, und der nur Gebürge von Elementen entdeckt, ist noch wenig und selten in einzelnen Cörpern entworfen. Selbst der noch gröbere Bau, den ein Messer zergliederet, den eine Richtschnur mißt, und ein Treibofen trennet, ist noch so unausgeführt, so unzuverläßig, daß die grösten Mathematiker, wenn sie von den Kräften der Thiere haben schreiben sollen, die Feder niedergeleget und verlanget haben, man solle ihnen Maaße und Winckel und einen Grund schaffen, auf den sie bauen könten. Kan man denn von uns eine mathematische Strenge verlangen? kan eine Summe von Begriffen gewiß

werden, wann die einzelnen noch unbestimmt sind?

Es ist wahr, diese spröde Schöne, die Mathematic, ist den Hypothesen nicht so feind, als sie sich anstellt: Sie sieht sie als eine Schwachheit an, deren sie sich schämet, und sich derselben doch nicht gantz entziehen kan, und sie kömmt hierinn mit den irrdischen Schönen überein. Der grosse Vorzug der heutigen obern Mathematic, diese verblendende Meßkunst des Unermeßlichen, ist auf eine blosse Hypothese gegründet. Newton, der Zerstörer der willkührlichen Meinungen, hat dieselben nicht gäntzlich entbehren können. Wie am Leibe des Achilles, muß doch an seiner Sehkunst eine verwundbahre Stelle seyn, wie könte sonst ein Eüler, und so gar ein Mahler, ein Gautier dieselbe wiederlegen! Seine allgemeine Materie, das Mittel deß Lichts, deß Schalls, der Sinne, der Schnellkrafft, war es nicht eine Hypothese, und da dieser Prometheus sich näher zu Erde lenckte, da er die Zeiten ausmessen, und den Begebenheiten feste Schrancken setzen wollte, wurde er nicht gezwungen, willkührliche und

gar

gar sehr einem Zweifel unterworfene Meinungen zum Grunde zu setzen?

Nach einem Newton wird sich nun wohl niemand schämen, etwas nicht völlig erweisliches zu lehren. Hat ein so guter Kenner das Wahrscheinliche als eine Müntze gebraucht, so kann es doch nicht so gar ohne Werth seyn. Es ist andem, es ist eine Nothmüntze, es dient blos ein Gewerbe unter den Gelehrten zu unterhalten, die Gewißheit ist ein echtes Gold, dessen Preis niemahls heruntergesetzet werden kan, es würde uns lieb seyn, wann wir dessen so viel hätten, daß wir die willkührliche Müntze entbehren könten.

Da aber dieses nicht angeht, da wir ohne diese letztere fast von der gantzen Naturlehre schweigen müssen, da alle die Theile der menschlichen Wissenschafft lauter Fragmenten, und einzelne Bruchstücke ohne Zusammenhang und ohne Verbindung werden wurden, sollten wir nicht diese mangelnden Theile mit dem Wahrscheinlichen ergäntzen, und anstatt einer Ruine ein Gebäude aufrichten. Ich bediene mich mit Fleiß dieses Gleichnisses, ich habe Bücher von mathematischen Lehren gesehen, die vom Bau des menschli-

chen Leibes geschrieben haben, und die von ihrer Arbeit alles unerläuterte zu verbannen sich verbunden zu seyn glaubten. Wie unzureichend, wie abgebrochen, wie allgemein, wie unbestimmt haben sie reden müssen, um das Wahrscheinliche zu vermeiden.

Doch ich komme zu dem wahren Nutzen der Hypothesen: Sie sind zwar noch die Wahrheit nicht, aber sie führen dazu, und ich sage noch mehr, die Menschen haben noch keinen Weg gefunden, der glücklicher zu derselben geführet hätte. Sie sind der Leitfaden der zum neuen und zum wahren führt, und es fält mir kein Erfinder ein, der sich desselben nicht bedienet hatte. Als Kepler dem Lauffe der Planeten seine Gesetze bestimmen wollte, so bildete er sich eine Meinung, eine unwahrscheinliche Meinung, deren Ungrund erwiesen ist, und dennoch führte ihn diese Meinung zu dem wunderbahren und von der Nachwelt bestärkten Gesetze, des Verhaltnüsses der Periodischen Umläufe der Planeten gegen ihre Entfernung von der Sonne, zu einem Grunde, der dem Newton fest genug war, darauf zu bauen.

Die

Die Allchemisten machten sich Gespenster, güldene Berge, und mehr als Ovidische Verwandlungen; sie arbeiteten, um sich diesen Gespenstern zu nähern, und fanden auf dem Wege eben so nützliche, und vielleicht dem menschlichen Geschlechte noch nützlichere Wahrheiten, als ein Mittel wäre, Bley zu Gold zu machen, eine Erfindung die uns in kurzer Zeit mit allem möglichen Golde in die Armuth zuruckbringen, und in die Nothwendigkeit versetzen würde, mit Diamanten, oder mit einem anderen Preise unsern Handel zu treiben, der zugleich selten und beständig genug wäre.

Die grösten Gesetzgeber der Botanick haben sich willkührliche Grundregeln gemacht, nach welchem sie Classen, Geschlechter und Gattungen bildeten, und nach welchem sie Gewächse vereinigten oder trennten. Alle diese Gesetze sind willkührlich, sie sind noch alle unzuverläßig erfunden worden, aber sie haben uns dennoch ungläubliche Dienste gethan. Man hat nunmehr die unzählbare Menge der Gewächse in eine solche Ordnung gesetzet, daß wir leichter und unendlich gewisser

zehn tausend Pflanzen unterscheiden, als die Alten ihre sechs hunderte.

Die angenommenen Hypothesen haben würcklich erweisliche Aehnlichkeiten entdecket, sie haben uns noch nicht gantz zur Wahrheit, aber doch weiter auf dem Wege dazu fortgeführet, jedes neue Lehrgebäude leitet uns etwas näher, und ohne dieselben hätten wir keinen Schritt gethan.

Ich finde dieses Gleichnüß für meinen Zweck so deutlich, daß ich es noch nicht verlassen werde. Wann man keine Hypothesen bey der Kräuterkentniß gebrauchet, und nur wie Clusius oder Bauhin einzelne Pflanzen wohl zu beschreiben gesuchet hätte, so würde nach dieser von unsern Gegnern, gepriesenen mathematischen Methode gar nichts zum besten dieser Wissenschafft gethan worden seyn.

Clusius und Johann Bauhin waren grosse Kräuterkenner und gelehrte Männer; ihr Verstand und ihre Arbeitsamkeit sind ohne tadel, aber sie hatten keinen Zweck bey ihrer Arbeit, und keine Ordnung.

Da sie kein Lehrgebäude hatten, noch haben wolten, so blieben ihre Pflanzen ohne Ordnung.

Die unähnlichen waren unter einander

nander vermengt, die ähnlichen getrennet, die Natur wiedersprochen, und der Gebrauch der Namen so verdorben, daß dieses grosse Hülfsmittel des Gedächtnisses mehr schadete, als es Nutzen that. Wann ein Ehrenpreiß, eine Onagra, eine Scutellaria, ein Epilobium, eine Peplis, eine Lysimachia alle Lysimachia heissen, und alle den gleichen Nahmen führen, so solten sie, nach den Regeln der Characteristic, ähnliche Wesen seyn. Aber da dieser Nahme ohne System ausgetheilet wurde, so bezeichnete er verschiedene und unähnliche Dinge, und verführte also mit seiner Gleichförmigkeit den Lernenden, die bey einem ähnlichen Nahmen ähnliche Dinge erwarten.

Da diese grossen Männer kein System hatten, und keinem Theile der Pflanzen ein besonder Vorrecht anwiesen, daß es das Kennzeichen der Art seyn sollte, so bemercketen sie von den meisten Kräutern die Gestalt, die Anzahl und die Lage der Blume, ihrer Decke, der Staubfäden, der Staubwege, der Saftgruben, und der Fache der Frucht gantz und gar nicht. Ihre Beschreibungen wurden dadurch so unvollkommen, daß man sie sehr offt gar

nicht würde brauchen können, wann nicht der Fleiß der neuern von vornen an die gleichen Gewächse zergliedert, und Maaß und Zahl bestimmet hätte.

Schon zu ihren Lebzeiten erschien Cäsalpin, ein Mann, der in der Peripatetischen Schule die Liebe zur Ordnung, und den Wunsch alles zu erklären, angenommen hatte. Er war ein mittelmäßiger Kräuterkenner, Clusius hat mehr Kräuter erfunden, als Cäsalpin gekannt hat, da sein Kräuterbuch nach des Michelt Zeugnüß noch nicht 900. Arten in sich fasset.

Mit einem so geringen Vorrathe setzte sich Cäsalpin vor, die Botanick Systematisch zu machen. Es war fast nicht möglich, daß er bey seiner kleinen Kenntniß der einzeln Theile das Ganze untadelhafft hätte übersehen und anordnen können. Er nahm also die Frucht allein, und zwar mehrentheils nur denjenigen Theil zum Leitfaden an, an dem die Saamen wachsen, und dennoch trat er der Wahrheit näher, und bestimmte mehr wahre Aehnlichkeiten, mehr natürliche Classen, als alle Kräuterkenner vom Theophrastus bis zum Tournefort.

Dieser letztere sah die Pflanzen auf einer

ner andern Seite, bey der Blüthe an, einer Seite, auf welcher die Franzosen alle Dinge anzusehen pflegen. Er wählete einige wenige Gestalten vom Blumen Blatte, die noch dazu weder genug bestimmt, noch genug unterschieden waren, und nach dieser unvollkommenen Hypothese führte er ein Gebäude auf, das sich die Verwunderung von gantz Europa zuzog. Selbst sein Gegner Ray bediente sich seines Lichtes, die Ordnung zu erheitern, die er in seinem hohen Alter den Kräutern vorschrieb.

Tournefort genoß fast dreyßig Jahre nach seinem Tode seinen Ruhm, und war ein Gesetzgeber in seiner Wissenschafft. Aber die Hypothesen sind, wie wir schon gesagt haben, ein Gerüste sich zur Wahrheit zu nähern: Sie dörffen nicht immer aufrecht bleiben. Linnäus trat in Norden auf. Er wählete sich neue Grundsätze, er gründete seine Hypothese auf eine Hypothese, auf die willkührliche Ordnung der Pflanzen nach ihren Staubfächern und Staubwegen, die nach einer blos wahrscheinlichen Meinung eine Aehnlichkeit mit den befruchtenden und befruchteten Theilen der Thiere haben. Dieses neue

Lehrgebäude that die grösten Dienste. Alles wurde rege, von allen Kräutern wurden alle Theile der Blume, und der Frucht aufs genaueste beschrieben, dann sie waren nunmehr alle nöthig geworden. Die Botanick hebt seit dem ihr Haupt über alle andere Wissenschafften empor, sie ist nicht nur der Vollkommenheit selbst am nächsten, sie hat nicht nur nach und nach der Natur fast alle ihre Classen und Aehnlichkeiten abgerathen, sondern sie hat dem gantzen Naturreiche ihre Lehrart mitgetheilet. Die Kenner der Thiere und der Ertzte haben bey ihr, wie die Römer beym Arropagus, ihre Gesetze geholet, und sich denselben unterworffen.

Ich habe biß hieher meinen Satz mit Exempeln bewiesen, es wird mir eben so leicht seyn, mit abgezogenen Begriffen mich zu vertheidigen. Wann die Menschen handeln sollen, so werden sie wircksamer nach dem Verhältnisse der Stärke ihrer Triebe. Ihre natürliche Trägheit wird durch den Ehrgeiz, und durch ihre andern der Schnellkrafft ähnlichen Gemüthsbewegungen überwunden. Leben, Geld und Ruhe, werden willig aufgeopfert, so bald ihr herrschender Trieb es erfordert,

und

und dieser herrschende Trieb ist hauptsächlich eine eigene Hypothesis, und gleich nach derselben das Vergnügen, die Hypothese eines andern zu zerstöhren.

Ein Lehrgebäude, das unsern Nahmen führen soll, eine Meinung, die aus unsern Kräfften entsprossen ist, thut bey dem Gelehrten, was die Ehrsucht bey dem Alexander that. Mühe, Aufwand, Zeit, Erfahrung, Kunst und Werckzeuge, alle Kräfte des Willens und des Verstandes, werden mit Lust, und ohne Wiederspruch angewandt, wann wir einen Zweck dabey haben, wann dadurch unser Lehrgebäude wahrscheinlicher, gewisser und angenehmer wird. Wer würde die Staubfäden in fast unzählbaren Gewächsen, und in fast unzählbarn Blumen gezählet und gemessen haben, wann sie nicht das wesentliche seines Lehrgebäudes bey dem Linnäus, und allso die Hauptmittel gewesen wären, dasselbe vollständig zu machen, und die allgemeine Monarchie in der Botanik zu erhalten. Da Newton einmahl auf den Gedancken gekommen war, die Strahlen des Lichtes zu spalten, so dauerten ihn keine Kosten, die Künstler müsten ihr äusserstes thun, ihn mit Werckzeugen zu versehen,

sehen, die für seine Absicht fein genug waren, und er unterwarf sich den mühsamsten und schweresten Abmessungen und Abtheilungen, weil es um die Wahrheit seiner Lehre zu thun war.

Doch die Hypothesen haben noch einen ernsthaftern Nutzen, den sie auch bey den fühllosesten Weltweisen behalten, wann schon einer entstehen wurde, der die Wahrheit blos wegen ihrer Schönheit, und ohne Rücksicht auf seinen Ruhm lieben sollte. Sie werffen nemlich Fragen auf, deren Beantwortung von der Erfahrung gefodert wird, und die ohne Hypothese uns nicht eingefallen wären, eine Würckung, die ihren unsäglichen Vortheil in den Wissenschafften hat.

Die wenigsten Menschen hätten Scharfsicht genug, von sich selber sich Fragen vorzuschreiben, und einzusehen, auf was vor einer Seite ein Vorwurf am nützlichsten anzusehen wäre. Aber ein System, oder die Zerstöhrung desselben, wirft eine unzählbare Menge von solchen Fragen auf, die wir der Natur vorlegen, und die sie öfters beantwortet. Also hat das Ptolomäische, das Tychonische und das Copernicanische Weltgebäude den Sternkennern gewiesen, worauf sie zu

mercken

mercken hätten, und ihnen die Wahrnehmungen ausgezeichnet, aus welchem die Wahrheit erkannt werden sollte.

Eine jede Wahrscheinlichkeit besitzt einen Theil der einzelnen Wahrheiten, die einen allgemeinen Satz mit noch andern ausmachen, die uns diesesmal noch mangeln. Wir ersehen allso genau, aus dem was wir haben, dasjenige was wir ermangeln, und finden ein Verzeichnüß von denjenigen Erfahrungen und Bemerknüssen vor uns, die unsere Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit machen würden, wenn wir sie besäßen. Wie ein Feldmesser, der eine Landcharte entwirft, von welcher er einige Stellen bestimmet hat, dazwischen ihm aber die Stellungen anderer Oerter fehlen, dennoch einen Umriß macht, und nach halbgewissen Nachrichten die übrigen Städte anzeigt, die er noch nicht Mathematisch kennet, eben so thut der Naturlehrer. Hätte jener gar keinen Entwurf gemacht, in welchem er nebst dem gewissen das noch ungewisse in eine zusammenhangende Verfassung gebracht hätte, so würde seine Arbeit die noch übrigen Stellen, und die Gränzen genauer zu bestimmen viel schwerer, viel unan-

unangenehmer und fast unmöglich seyn, weil sie keinen Zusammenhang hätte, und kein Ganzes ausmachte.

Endlich sind die bloß wahrscheinlichen Lehrgebäude auch um deßwegen höchst nützlich, weil sie eine Eifersucht und einen Wettstreit unter den Gelehrten erwecken. Ein Läuffer, der um einen Preiß mit seinem Nebenbuhler rennt, greift sich ganz anders an, und macht viel geschwindere Schritte, als wann er für sich seinen Weg gienge.

Der Preiß ist die Ehre des Rechthabens, und das gemeine Beste genießt die Früchte des Bestrebens der Streitenden.

Darf ich mich selber zum Beyspiel geben, es kan ohne Eitelkeit geschehen. Wäre Boerhavens, und meine Meinung von dem Athemholen niemahls in Zweifel gezogen worden, so hätte ich mich mit einem oder zweyen Gründen vergnügt, und meine Ueberzeugung nicht vermehret.

Der Umfang der Wissenschafften ist unermeßlich, man weiß nicht, wo man anfangen soll, in einem Felde zu arbeiten, dessen Weite und Fruchtbarkeit gleich groß sind. Aber der Streit lehret uns einen Theil dieses Feldes wählen, den wir fleißiger

fleißiger umarbeiten, und wann man ihn uns ſtreitig macht, mit Ernſt umzäunen. Ich wurde genöthiget, neue Verſuche zu machen, und dieſe öfters zu wiederholen, und fand nicht nur die Wahrheit deſſen, das ich vertheidigte, ich fand auch neue Gründe dazu, und überzeugte mich, daß kein Grund mehr bleiben könnte, warum man an einer Lehre zweifſen ſollte, deren Richtigkeit ich mit Augen an ſo vielen Thieren geſehen hatte.

Dieß iſt ein kleines Beyſpiel, die Figur der Erde iſt ein groſſes. Newtons Meinung davon war etwas mehr, und Caßins ſeine etwas minder als wahrſcheinlich: man ſtritt, und dieſer Streit brachte uns die zwey vortreflichen Reiſen nach dem Pol und nach der Mittel-Linie zuwege, die nunmehr die Sache nicht nur nach des Newtons Sätzen entſchieden, ſondern viel genauer und gewiſſer gemacht haben, als eine bloſſe allgemeine Rechnung hätte thun können.

Bloſſe geometriſche Sätze, oder allgemeine und vollkommen wahre Erklärungen der natürlichen Erſcheinungen würden keine Streitigkeit, keine Nacheiferung erwecken, dieſes thun die Hypotheſen, woran zwar

zwar vieles ist, das sie in Stand setzet, vertheidiget zu werden, vieles aber doch bleibet, das man angreiffen kan.

Streitende Secten sind wie Stahl und Feuersteine, sie zeugen zwar Feuer, aber auch Licht dabey, uns zu erleuchten.

Niemand wird wohl glauben, daß meine Schuzrede für die Hypothesen so gemeint sey, daß ich das Wahrscheinliche dem Wahren an die Seite setzen wolle. Nein der Mond wird niemahls, wie die Sonne scheinen, aber doch ist sein schwächerer, sein kalter Schimmer uns nützlich. Die Ptolomäische Einrichtung war falsch, niemand zweifelt mehr an ihrem Ungrunde, viele Erfahrungen, die richtig waren, lagen unter noch mehrern Meinungen, die nichts wahres hatten, vermischt. Und dennoch hat die Welt mit einem sehr grossen Nutzen diese Hypothese so viele Jahre gebrauchet, und davon im gemeinen Leben fast eben den Vortheil gehabt, den wir von der Wahrheit selber haben. Endlich ist der Tag gekommen, und hat den Crystallenen Himmel, die übermüthige Lage der Erde in der mitte der Welt, die unnöthige Geschwindigkeit der Sonne und der Fixsterne, und die andern Fehler

dieses

dieses Lehrgebäudes, von dem Wahren getrennet. Hätte man vor der Zeit von den Sternkundigern eine allgemeine Gewißheit verlangt, die sie nicht im Stande waren zu liefern, so hätte man so viele Jahrhunderte gar keinen Begriff von der nähern oder weitern Entfernung der Gestirne von uns, von ihrer Ordnung und Bewegung, und von dem Verhältnisse der Theile der Welt unter sich gehabt. Man hätte von den gemeinsten Erscheinungen, den Finsternüßen, sich keinen Begriff machen können, und wäre in einer barbarischen Unwissenheit geblieben, aus welcher doch Ptolomäus uns schon halb heraus gerissen hat.

Alsdann wird niemand sich über die angenommenen und unerwiesenen Lehrsätze beklagen können, wann wir der Wahrheit ihren unendlichen Vorzug lassen, und das Wahrscheinliche nur um den Preiß ansetzen, das es an sich selber hat. Niemand wird betrogen werden, wann wir zwar mit dem Wahrscheinlichen die Lüken des Wahren ergänzen, wann wir aus demselben über den Abgrund der Unwissenheit Erwartungs-Brücken bauen, aber dabey warnen, daß sie nur bis auf einen

gewissen Grad zuverläßig sind. Wir können annehmen, was wir wollen, wann wir den Leser nur bey dem Angenommenen aufrichtig erinnern, unsere wahrscheinliche Meynung seye von dem Wahren noch sehr, oder noch ziemlich, oder nur wenig entfernet, wann wir gestehen, es fehle uns noch zur Ueberzeugung diese noch ungemachte Erfahrung, jenes Maaß, oder der Bau von diesem noch nicht bestimmten Theile. Kan jemand klagen, wann man Scheidemünze für Scheidemünze angiebt, und ihren Preiß nicht höher setzt, als das Silber an derselben wehrt ist? Der betrügt allein, der sie für lauter Silber anbietet.

Ich glaube aus diesen Betrachtungen werde man denjenigen, die der Natur Wercke und Thaten zu erklären sich bestreben, die Freyheit vergönnen, nebst dem erwiesenen etwas unerwiesenes, etwas wahrscheinliches zuzubauen, und also ein Gebäude aufzuführen, dessen Hauptsäulen zwar feste, dessen Theile aber nicht alle von der gleichen unerschüttbaren Stärke sind. Die Erfahrung hat uns belehret, daß solche Erwartungsstücke mehrentheils

die

die Ursache gewesen sind, daß sie mit der zuverläßigsten Materie in kurzem von ihrem Verfaßer, von seinen Gegnern, oder von der Nachwelt ersetzet worden, und ich glaube es ist nunmehr wahrscheinlich, daß die Hypothesen, so wohl in Ansehung des Verstandes, als des Willens, dem Wachsthume der Wissenschafften zuträglich seyen.

Diese Betrachtung ist um desto natürlicher, je mehr der Herr von Büffon, als der Haupturheber des gegenwärtigen Werkes, die Freyheit genommen hat, Hypothesen, und zum Theil ganz neue, ganz fremde, und einem ungewohnten Leser unwahrscheinliche Lehrsätze vorzutragen. Dann auch diese Freyheit hat ihren grossen Nutzen. Geht man mit seinen Vorgängern immer auf dem gleichen Pfade, suchet man nicht neue Wege, so wird nichts entdecket. Es ist wahr, die Erfinder neuer Welten sind nicht allemahl glücklich, einige leiden Schiffbruch, andere kehren ohne Verrichtung zurücke, und andere entdecken unfruchtbare Gegenden, deren Bekanntschafft uns gleichgültig ist. Aber wäre kein Columbus, kein Magellan aus Spanien abgesegelt, so wären viele Schiff-

brüche vermieden, aber auch keine neue Welt entdecket worden.

Der Herr von Büffon scheinet von denjenige Reisenden zu seyn, die gerne neue Seen und neue Welten entdecken mögen, und sich dabey weder die Mühe der Schiffarth, noch die Gefahr des Schiffbruchs verdrießen lassen. Dann eine irrige Lehre ist für einen Erfinder ein Schiffbruch.

In den drey Theilen des Werkes, das ich ansage, ist keines, worinn er nicht eine eigene, und auch wohl mehr, als eine Hypothese vorgetragen habe, sein Gefährte der Herr Daubenton, scheint sich mehr an die Natur selber zu halten, und dennoch hat er, in der Vergleichung der Geburtsglieder beyder Geschlechter, eine angenommene Meynung, und zwar eine alte, aufs neue zu beweisen vorgenommen.

Der Titul dieser Werke verspricht ein Verzeichniß samt einer Beschreibung der Seltenheiten der Königlichen Kunstkammer, ich brauche das Wort bloß, ob wohl ein solches Verzeichniß schon ein sehr grosses und ein sehr nützliches und ein fast unnachahmbares Werck ausmachet, wann man die grösse von Franckreich, die Menge

ge seiner in America, Asien und Africa blühenden Pflanzstätte, und die allgemeinen Befehle betrachtet, die schon lange gegeben, und schon oft wiederholet worden, aus allen Gegenden, alles zu der Königlichen Gesellschafft der Wissenschafften, und zur Königlichen Sammlung zu schicken was die Natur in so vielen Gegenden merckwürdiges zeuget. Wann man den Eifer und die Ehrsucht der Frantzosen betrachtet, mit welcher sie brennen, so bald sie den Nahmen ihres Königes hören, und mit demselben in einige Bekanntschafft zu kommen hoffen, wann man ferner bedenkt, wie vieler grossen Naturkenner Samlungen in die Königliche zusammen geflossen sind, so wird man von dem gegenwärtigen Wercke nichts als etwas ungemeines erwarten, und wir zweifflen nicht, die Ausführung werde diese Hofnung, so groß sie auch seyn kan, erfüllen und unterstützen.

Die zur Beschreibung des Cabinets gehörigen Theile dieses grossen und prächtigen Wercks werden, nach den dreyen, die wir in Händen haben, so auf einander folgen, daß im vierten aller vierfüßi-

gen, im fünften alle Thiere beschrieben werden, die zu Wasser und zu Lande leben, im sechsten werden die Fische, im siebenten die Muscheln, im achten die Insecten, im neunten die Vögel, im zehnten, eilften und zwölften die Pflanzen, im dreyzehnten, vierzehnten und fünfzehnten diejenigen Dinge beschrieben werden, die man aus der Erde gräbt, und folglich findet man den ganzen Umfang der Natur, und das ganze Reich der Geschöpfe hier, die dem Menschen unterworfen, und zu seiner Betrachtung geschaffen sind.

Aber dieses Werck faßt weit mehr als dieses in sich. Hiervon werden zwar noch mehrere Beweisthümer in den folgenden Theilen folgen, in dem man im fünften Bande eine Physiologie der Thiere, in dem eilften eine Abhandlung von dem Baue der Pflanzen und vom Ackerbau, und im dreyzehnten eine andere von der Erzeugung der Steine und Erzte finden wird.

Doch auch schon der erste Theil, der zweyte, und ein Theil vom dritten sind weit über den Innhalt eines Verzeichnisses erhoben, und hier liegt eben der Grund unserer Vertheidigung der noch nicht völlig

lig erwiesenen Meinungen. Dann diese Theile enthalten des Herrn von Büffons Gedancken vom Ursprunge und der Bildung der Welt, von der Erzeugung der Thiere, und andern zum allgemeinen Baue der Erdkugel, und zum besondern Baue der kleinern Welt gehörige Hypothesen.

Sie sind eben von der Art, die einer Vertheidigung bedürfen, aber auch einer fähig sind. Man findet überall viel Kenntnüß der Sachen, viele Erfahrungen und viel Einsicht, aber doch geht der Verfasser immer etwas weiter als seine Kenntnüß, seine Erfahrung, und seine Einsicht. Ich würde mit Vergnügen hiervon den Leser unterhalten, und meine Gedancken über des Herrn von Büffon seine mit Freyheit und Bescheidenheit sagen, wann es möglich wäre sie kurz zu sagen, oder meine Zeit mir eine Ausführlichkeit zuliesse, die anstatt einer Vorrede zu einem Buche werden könnte.

Da diese beyden Fälle nicht möglich sind, so kann ich nichts weiter, als den Leser ermahnen, mit einer Philosophischen

Achtsamkeit dieses Werck zu lesen. Er wird viel neues, viel eigenes finden, und es werden wenige Leser seyn, die nicht etwas hierbey werden zu lernen haben. Sie werden aber auch solche Sätze antreffen, die mit derjenigen Einschränckung müssen angesehen werden, davon ich oben gesprochen habe.

Gegeben zu Göttingen den 23. Sept. 1750.

III.

III.

Vorrede

Ueber des Herrn von Buffon,

Lehre

von

der Erzeugung.

III.

Vorrede
Ueber des Herrn von Buffon,
Lehre
von der Erzeugung.

Es geschicht fast mit etwas Scheu, daß ich diesesmahl den Leser anrede, dessen Gedult den Werth seiner Gewogenheit bey einem Schriftsteller niemahls verringern muß.

Mein kränclicher Leibes-Zustand schwächet die Kräfte meines Gemüths, und diese wären bey meiner Unternehmung alle nöthig. Eine Critic wieder einen Mann, den eine scharfsinnige Nation, für ausnehmend scharfsinnig ansieht, erfordert billig eine verdoppelte Stärcke in meiner Einsicht und Beurtheilungskraft.

Aber

Aber die dringende Zeit zwingt mich mit einer gedämpften Munterkeit zu schreiben, weil die instehende Messe den Abdruck dieser Vorrede auf einen bestimmten Monat einschränckt.

Meine Gedancken über des Herrn von Büffons Lehre von der Erzeugung machen, wieder meine Gewohnheit, eine Theilung in meinem Vortrage unvermeidlich. Ich will erstlich einige Gründe anführen, die mir nicht zulassen, dieses sinnreichen Franzosen Meinung völlig anzunehmen; und hernach untersuchen, ob seine erneuerte Festsetzung einer Erzeugung aus der Fäulnüß dem geoffenbahrten Glauben schaden könne.

Da mein Nahme hier nicht verborgen bleiben kan, so setze ich mich freylich seiner Ahndung in so weit bloß, als ich in meiner Meinung von der seinigen abgehe.

Die Billigkeit aber meiner eigenen Art zu dencken, die Hochachtung, die ich für des Herrn von Büffon Bemühungen und Gaben trage, und die ungezweifelte Vermuthung, daß sein Hertz eben so viele Vorzüge als sein Verstand besitzen müsse, lassen mich hoffen, daß ich durch meinen Widerspruch diesesmahl keinen Feind mir zuziehen

zuziehen werde. Ich bin ohnedem in der Sache der Wahrheit nur alzuoft unglücklich gewesen; man hat mich gar zu manchmahl mißkannt, und meinen Eifer für die Erhaltung ihrer Göttlichen Rechte für eine Begierde angesehen, den Ruhm anderer Gelehrten zu verringern; ein ungerechter Verdacht, den, wie mich dünckt, die allgemeine und absichtslose Gerechtigkeit nach und nach entwafnen sollte, die ich allen denenjenigen wiederfahren lasse, durch deren Arbeit das Reich der Wissenschaften bevölckert oder erweitert wird.

Der Herr von Büffon hat seine Gedancken und Erfahrungen selber im zweiten Bande auf der 420. Seite zusamen gezogen, davon ich eine verkürzte Uebersetzung einrücken will, auf daß meine Anmerckungen einen zuverläßigen Grund haben mögen.

„ Es giebt in der Natur eine Materie,
„ die zur Nahrung und Entwickelung al-
„ les desjenigen dienet, was entweder lebt
„ oder wächst.

„ Diese Materie nähret und entwiklet sich,
„ indem sie einem jeden Theile des Thiers
„ oder Gewächses ähnlich wird, und durch
„ eine tieffe Eindringung in alle Theile
„ desselben

„ desselben ihre Gestalt annimmt, oder
„ ihr innerer Abdruck wird. Wann die-
„ se nährende Materie häuffiger da ist,
„ als es die Nahrung und Entwickelung
„ des Thiers oder Gewächses erfordert,
„ so wird sie aus allen Theilen des Thiers
„ in ein (oder mehrere) Behältnüsse hin-
„ geschicket, wo sie einen Saft ausmacht,
„ in welchem alle dem Thiere ähnliche
„ Theilchen enthalten sind, und worinn
„ also nichts fehlet, was zur Hervorbrin-
„ gung eines dem erstern ähnlichen klei-
„ nern Dinge gehöret.

„ Wann diese nährende und zeugende
„ Materie, die überall anzutreffen ist,
„ durch das innere Model (moule inte-
„ rieur) eines Thiers oder Gewächses ge-
„ gangen ist, und eine bequeme Mutter
„ (Matrice) antrift, so bringt sie ein
„ Thier oder ein Kraut der gleichen Gat-
„ tung hervor. Ist aber die Mutter nicht
„ bequem, so entstehen daraus andere
„ gebildete (organisirte) Wesen, die von
„ den Thieren und von den Pflanzen un-
„ terschieden sind, wie die bewegten und
„ wachsenden Dinge, die man in dem
„ Saamen der Thiere und Pflanzen, und
„ in

„ in dem Wasser antrifft, worinn einige
„ Gewächse eingeweicht worden sind.
„ Diese erzeugende Materie besteht aus
„ beständig wirckſamen organischen Theil-
„ chen, deren Bewegung und Wirckſam-
„ keit durch die unförmlichen (brutes)
„ Theile der Materie überhaupt zur Ru-
„ he und Festigkeit gebracht wird, und
„ sonderlich durch die öhlichten und salzich-
„ ten Theile derselben. Sobald man sie
„ aber von dieser fremden Materie befreyet,
„ so geht ihre Wirckſamkeit wieder an,
„ und zeuget verschiedene Arten von Ge-
„ wächsen nnd beseelten Thieren, die sich
„ bewegen, und ihre Stelle ändern.
„ In dem Saamen (Liqueur Semina-
„ le) der Thiere beyder Geschlechter sieht
„ man diese erzeugenden Materie. In den
„ Weibchen, die lebendige Junge werfen,
„ wird sie in den gelben drüsigten Kör-
„ pern der Eyerstöcke abgeschieden, in de-
„ ren Höhle man einen ziemlichen Vor-
„ rath von diesem Saamen antrift.
„ Die Eyerlegenden Weibchen haben
„ auch ihren Saamen, der noch weit wirck-
„ samer, als in den Weibchen von der
„ Classe ist, die lebendige Junge zeuget.

„ Dieser

„ Dieser Saame ist dem Männlichen
„ überhaupt ähnlich, er zertheilt sich auf
„ die gleiche Weise, er enthält eben solche
„ organische Körper, und man sieht in
„ beyden ganz gleiche Erscheinungen.

„ In allen Theilen der Thiere und
„ Pflanzen trift man gleichfals eine gros-
„ se Menge solcher organischen Theilchen
„ an, wie die im Saamen sind, so bald
„ man sie von den unförmlichen Theilen
„ entlediget, in welchen sie verwickelt ste-
„ cken. Wann man sie nemlich in Wasser
„ einweicht, die Salze also schmeltzt, das
„ Oel aber abscheidet, alsdann zeigen
„ die organischen Theilchen ihre Bewe-
„ gung. Doch hat der Saame eine grös-
„ sere Zahl derselben, dann alle andere
„ Theile der Thiere, oder sie sind viel-
„ mehr unter wenigere ungebildete Theile
„ verwickelt, und können also ihre Bewe-
„ gung eher sichtbar machen. . . . Im
„ Anfange, wann das Fleisch nur oben-
„ hin aufgeweichet ist, sind diese Thier-
„ chen fast eben so groß, als im Saa-
„ men. Aber die Entwickelung vermin-
„ dert ihre Grösse, wie sie ihre Bewe-
„ gung vermehret, und nach einer lan-
„ gen Fäulniß werden diese Theilchen
„ überaus

„ überaus klein, und überaus beweglich,
„ und sie können in diesem Zustande zum
„ Gifte werden, wie der Saft in den Rat-
„ tern, und das verdorbene Mehl in den
„ Kornzapfen.

„ Wird eben diese Materie gesammlet,
„ und in einem Theile des Leibes eine
„ Zeitlang aufbehalten, so zeuget sie in
„ demselben allerley Gewürme, wohin
„ die platten Würme in den Schaflebern,
„ die Nestel und Spuhlwürmer, die
„ Würmer in dem faulen Eiter, und
„ endlich die kleinen Aåle im Eßig und
„ in Pappen, und alle Joblotischen mi-
„ croscopischen Thiere gehören, die nichts
„ anders sind, als eben diese Materie.
„ Sie nimmt von sich selber allerley Ge-
„ stalten an, nachdem die Umstände sich
„ verändern, und hat eine beständige Nei-
„ gung gebildet zu werden (tend à l'or-
„ ganisation.)

„ Sie zeiget sich zuerst, wie eine Pflan-
„ ze, und macht Fåden aus, die wie ein
„ Kraut wachsen, und sich ausbreiten;
„ hierauf schwellen sich die åussern Theile
„ der Fåden und Knoten dieser Gewächse
„ auf, sie zerspringen, und lassen eine

„ Menge bewegter Körper aus, die Thie-
„ re zu seyn scheinen.
„ Die Leibesfrucht der Menschen und
„ Thiere wächset selbst im Anfange wie
„ eine Pflanze (Vegete).
„ Gesundes Fleisch zeuget erst nach ei-
„ ner langen Zeit solche bewegliche Thei-
„ le. Aber die Fäulniß beschleuniget ih-
„ re Erzeugung in dem Eiter, dem Ho-
„ nige, dem Kornzapfen Meele: in dem
„ letztern zeigen sie sich so fort, und in dem
„ übrigen nach wenig Stunden.
„ Es ist also eine gebildete (Organisée)
„ Materie vorhanden, die belebt und in
„ allen Theilen der Thiere, und Kräuter
„ ausgetheilet ist, und die ihnen zur Nah-
„ rung, zur Entwickelung und zur Er-
„ zeugung dienet. Sie nähret, indem sie
„ in alle Theile der Thiere und Gewächse
„ eindringt: Sie entwickelt durch eine
„ weiter ausgedehnte Nahrung, die so lan-
„ ge geschieht, als die Theile nachgeben
„ und sich auseinander setzen lassen; Sie
„ bringt neue Thiere hervor, indem sie,
„ nachdem sie in dem Leibe des Thieres
„ oder des Krautes überflüßig geworden
„ ist, von jedem Theile des Thieres oder
„ Krauts zurück geschicket wird, als der
„ sich

„ sich desjenigen entladet, was er nicht
„ annehmen kan.

„ Diese, einem jeden Theile des Thie-
„ res oder Krautes, von dem sie zuruck
„ gesandt worden, ganz ähnliche Theil-
„ chen, (den sie waren ja ihn zu nähren
„ gewidmet) versamlen sich, und können
„ nichts anders als einen Leib ausmachen,
„ der demjenigen ähnlich wird, aus wel-
„ chem die Theilchen entstanden sind,
„ dann ein jedes ist einem Theile des Thie-
„ res ähnlich. Auf diese Art werden die
„ Kräuter, die Bäume, die Vielfüße,
„ die Nesseln erzeüget, in denen überall
„ ein einzelnes Thier oder Kraut ein sich
„ ähnliches Thier oder Kraut erzeuget.
„ In den Thieren aber, wo der Saamen
„ beyder Geschlechter zur Befruchtung nö-
„ thig ist, müssen sich beyder Eltern Saa-
„ men in einem zur Entwickelung gele-
„ genen Orte vermischen, und dieser Ort
„ ist die Gebährmutter des Weibchens.

„ Folglich giebt es keine vorhergebilde-
„ ten Keime, und keine unendlich in ein-
„ ander geschobene Abzeichnungen künfti-
„ ger Thiere, sondern eine gebildete be-
„ ständig wirckſame Materie, die immer
„ bereit ist sich abzumodeln, eine Aehn-

lichkeit

Staats-
Bibliothek
Bamberg

„ lichkeit anzunehmen, und andere Din-
„ ge hervorzubringen, die demjenigen ähn-
„ lich sind, von welchem sie angenommen
„ worden ist. Alſo können sich die Gat-
„ tungen der Thiere und Pflanzen nie er-
„ schöpfen; so lang als es einzelne Thie-
„ re oder Pflanzen giebt, so ist die Gat-
„ tung immer neu, und eben so neu, als
„ vor drey tausend Jahren, und alle Gat-
„ tungen werden so lang von sich selber
„ dauren und bleiben, biß sie durch den
„ Willen des Schöpfers, vernichtiget
„ werden. „

Dieses ist das Lehrgebäude des Herrn von Buffon, habe ich einige einzelne Ausdrücke unrichtig übersetzt, so wird der Leser in der Folge doch erkennen, daß mein Irrthum keine Absicht gehabt, und mir zu keinem Vortheil wider den Herrn von Büffon gedienet hat. Aber es sind doch verschiedene Umstände in diesem Auszuge ausgelassen, die anderswo in dem Werke stehen, und von mir werden berühret werden müssen.

Es wäre ein Zeichen einer unverantwortlichen Verachtung gegen den Leser, wenn ich ihn belehren wollte, daß des Hrn. von Büffon Meinung zwar in Ansehung

des

des von allen Theilen des Thieres abfliessenden Saamens eine Aehnlichkeit mit der uhralten Lehre des Hippocrates, aber in Ansehung des Satzes einer allgemeinen gebildeten und bildbaren Materie, die gleichgültig ist, ein Mensch, ein Thier, oder ein Kraut zu werden, wieder etwas besonders hat, und von der durchgängig angenommenen Lehre der Entwickelung sich sehr weit entfernet.

Ihre erste Wahrscheinlichkeit erhält diese Lehre allerdings von der Uebereinstimmung der ganzen Natur.

Die weit herrschenden Gesetze der Schwere, der anziehenden Kraft, und des federhaften Schwunges, scheinen bey der Natur eine grosse Geneigtheit zu beweisen, viele Körper mit gleichen Kräften zu versehen, und viele Wirckungen mit gleichen Gesezen zu bewerckstelligen. Es scheint eine Spur eines unendlichen Verstandes in dieser Kunst zu liegen, so verschiedene, so wiedersprechende, und so zusammengesezte Wirkungen durch einerley Mittel zuwege zubringen, und man findet in dieser sparsamen Schöpfungskraft, einen Beweis der alles beherrschenden Weisheit, die vermuthlich in allen Thaten die

kürzesten Mittel ergreift, und niemahls zwey Gesetze brauchen wird, wo ein einziges zureicht.

Die einfachste Bildung die wir kennen, ist die Bildung der Saltze, mit denen die Kristalle in Ansehung des Baues übereinkommen. Aus einem dem Ansehen nach, gleichförmigen Wasser, scheidet sich in der Kälte eine Menge eckichter Theilchen, die, nach der Verschiedenheit des Salzes, in dreyeckichte, viereckichte, und auch wohl in vieleckichte Figuren, und durch deren Anlegung und Zusammenhang in verschiedenen Arten ziemlich regelförmichter Körper anschiessen. Man kennt ohne meine Erinnerung die Vierecke des Kochsaltzes und des Zuckers, und die Dreyecke, der Spizen des Salpeters und Kristalles.

Die grossen Zinken Bergkristall, deren ich einige auf den Alpen gesehen habe, die wenig unter sieben Zentnern gewogen haben, und die fast unsichtbaren Anschüsse der Salze, bestehen alle aus vollkommen ähnlichen Theilen, die unter sich und mit dem grossen Klumpen gleich gestaltet sind, den sie zusammen ausmachen.

Die Homoeomeria des Anaxagoras herrschet in diesem Reiche der Natur augenscheinlich,

scheinlich, und man sieht hier ähnliche Theilchen in ein Ganzes sich zusammen bilden, das seine beständige und ordentliche Bildung hat, ohne daß die geringste Vermuthung von einem Saamen oder einen Keime sich hier einschleichen könne.

Von den Salzen zu den artigen und blühenden Schneeflocken, zu den Dianabäumen, dem gewachsenen Erzte, und den Federbüschen des Eises, geht eine beständige Kette von Bildungen fort, die ohne weitere Kunst durch eine anhangende Kraft bewircket werden. Sollte es von da biß zur Conferva so weit seyn, die bald kurz und bald lang, bald knoticht und bald glatt, sich aus einem grünen Schaume nach der mehrern oder wenigern Bewegung des Wassers unter unsern Augen bildet? Und ist diese allereinfachste Pflanze nicht mit dem Schwammgeschlechte, und vermittelst dessen mit dem ganzen Gewächsreiche verwandt? Auf der lebenden Seite sollte es so weit seyn, wann man von dem obenbenandten keimlosen Bildungen zu den einfachsten Thieren übergeht, die in allen ihren Theilen ein ähnlicher und gleichförmiger Gallert sind, und die entweder in dem Schaume des faulenden

Wassers in allerley rundlichten Gestalten entstehen, oder unter der Scheere des Naturkündigers sich aus einem blossen klebrichten Leim ergänzen, in welchen sie in kurzer Zeit wieder zerfliessen? Wo höret die Macht der allgemeinen Gesetze auf? Wo ist die Gränze, diesseits deren sie bilden, und jenseits nicht mehr bilden können.

Diese Betrachtung ist eine blosse Vorbereitung, sie macht uns des Herrn von Buffon Vortrag minder fremd, aber seine Erfahrungen sollen ihn beweisen. Er, der Herr Daubenton, und der Hr. Needham haben öfters und mit gelehrten Augen gesehen, daß die Milch aus einem gährenden Korne gewachsen, in Hörner und Zincken aufgeschwollen, sich an den Spizen gespalten, und aus den Rizen derselben rundlichte bewegte Körper herausgelassen hat, die von den andern microscopischen Thieren gar nicht verschieden, und keine Brut unsichtbarer Mücken sind, da das siedende Wasser ein tödliches Gift für alle Thiere, Eyer und Keime ist, und doch diese Kraft zu erzeugen nicht hindert.

Hier reicht also der Hr. Needham einen Ring aus der Kette des Pflanzen-

reichs,

reichs, und gleich darauf verbindet der Hr. von Büffon ihn mit einem andern aus dem Thierreiche.

Der Saame aller Arten von Thieren zeüget unter dem Vergrösserungs-Glase Fäden, aus deren Knoten sich rundlichte bewegliche Dinge hervordringen, die in dem Saamen schimmen, und eine überaus deutliche Aehnlichkeit mit denjenigen beweglichen Dingen haben, die aus dem Kornmeele entstehen.

Hier ist also das Thier- und Pflanzen-Reich, die wachsende Kraft (Vegetatio) und die zeugende verbunden.

Das Leben ist eine höhere Stafel als die Vegetation, und diese um etwas höher als der Anschuß (Crystallisatio).

Von der Bildung eines Alexanders zu der Entstehung eines Schneeflockens geht eine ununterbrochene Kette in einem fort.

Ich glaube nicht, daß mich jemand bis hieher einer Partheylichkeit in dem Vortrage der Büffonischen Lehre und Gründe beschuldigen werde. Ich fahre also fort seine Meinung auszuziehen.

Die bekannten Saamen Thierchen des Hamms, oder des Hartsoekers, die man dem Leeüwenhonck zuzuschreiben pflegt,

weil er am meisten Mühe auf sie gewandt, und in den meisten Thieren sie beschrieben hat, sind nach dem Herrn v. Büffon nicht eigentliche Thiere, es sind gebildete Theile der zeugenden Materie, und man sieht sie aus den Knoten der Fäden im Saamen hervorquillen, sie ändern ihre Gestalt, sie werden anstatt des Wachsthums kleiner, sie legen ihre Schwänze nach und nach ab, die ihnen nicht eigenthümlich zugehören, und es können nicht Thiere seyn, die vorher im Menschen gelebt haben, da sie in dem mit gebratenem Fleische abgekochten Wasser anzutreffen sind, wo die Hitze alle vorher enthaltenen Keime tödten würde. Sie sind endlich dem männlichen Geschlechte nicht eigen, und man findet sie in dem Safte der gelben Drüsen, die in dem Eyerstocke befruchteter Thiere gefunden werden, wiewohl in etwas geringerer Anzahl. Beyde Geschlechter haben also ihren Saamen, und in demselben gebildete bewegte Theilchen, aus deren Vereinigung die Leibesfrucht entsteht. Hier nähert sich des Hrn. von Büffon Meinung der Alten, die bis auf Stenonis Zeiten geherrschet hat.

Diese

Diese Theilchen enthalten die Aehnlichkeit aller Theile des Vatters oder der Mutter. Sie sind von der erfahrnen Künstlerinn, der Natur, aus den rohen und ungebildeten Theilen der menschlichen Säfte abgeschieden, und nach allen den Theilen des Vatters (und der Mutter) abgedruckt worden. Hieraus entsteht die Aehnlichkeit der Kinder mit den Eltern, die Vermischung der Züge des Vatters mit den Mütterlichen in den Kindern, die Flecken in den Thieren, deren Eltern von ungleichen Farben sind, und der Mulatten Mittelstand zwischen Weissen und Mohren; Und viele andere durch die Lehre der Entwickelung sehr schwer aufzulösende Fragen erhalten hier auch ihre Erledigung.

Fragt man, wie diese Theilchen den innern Bau des vätterlichen Leibes annehmen können, da sie billig nur Abdrücke holer Gefässe seyn sollten, so antwortet der Hr. v. Büffon, wir kennen die Kräfte der Natur nicht alle, und sie hat mit Ausschliessung ihrer Schüler, der Menschen, die Kunst sich vorbehalten, innere Modelle und innere Abdrücke zu machen, die des Modells ganze Dichtigkeit ausdrucken.

Ich

Ich habe genug für meinen Zweck gesagt, und bis hieher den Herrn v. Büffon sprechen lassen; Es ist Zeit, daß die Reihe an den Leser kömmt.

Ich finde keinen Zweifel übrig, daß dem Herrn v. Büffon der Preis von der Wahrheit wegen zu komme, der auf die Stürzung eines angenommenen Irrthums sollte gesetzt seyn. Es scheint durch seine und der Hrn. Needhams Erfahrungen unwiedersprechlich erwiesen, daß die sogenannten Saamen Thierchen kein Eigenthum des Mannes, sondern ein gemeines Geschlecht von lebenden Dingen seyn, das in allen thierischen und wachsenden Materien unter gewissen Umständen sich zeiget. Daß es aber doch wohl wahre Thierchen seyn möchten, bekräftiget mir ein im Gebrauche der Vergrösserungsgläser erfahrner Mann, der in den Gästen des wahren Saamens alle Zeichen des Lebens antrift. Der Herr Abt Needham selbst geht hier von seinem Freunde ab, und gesteht den Saamenwürmern die Vorrechte des Lebens und der willkührlichen Bewegung zu, und zween erfahrne Kenner der Insecten haben, nachdem sie die Büffonischen Versuche

suche wiederholet, eben diese Würmchen in die Classe der Thiere zuruck geruffen.

Aber solten wohl diese Würmer etwas anders seyn, als ein Insect, das in allen faulenden Säften entsteht, und in dem Saamen eben deswegen häuffig wohnet, weil es in den Saamenbläs'chen und sonst in der Nähe der dicken Därme, und in einer zur Fäulung sehr bequemen Lage wohnet? Und ist nicht der Geruch des Saamens bey den meisten Thieren ein Beweis der flüchtigen laugenhaften und fäulichten Art dieses nöthigen Saftes?

Sollte es aber auch wahrscheinlich seyn, daß diese Würmer, als organische Theilchen, jemahls in dem Leibe des Vatters und der Mutter gesessen hätten, und wieder zu einer Leibesfrucht werden solten? Hier kan ich dem Hrn. v. Büffon dem scharfsinnigen und erfahrenden Hrn. v. B. nicht beypflichten, und die ewigen Rechte der Wahrheit ruffen mich von seiner Meinung ab. Eine Menge von Einwürfen, die sich meinem Gemüthe auf einmahl darbieten, streiten um das Vorrecht, zuerst sich zu zeigen, und andern Naturkündigern sind wiederum andern beygefallen.

Ich will bey den inneren Modellen und

Abdrücken anfangen. Kann man sich etwas dergleichen vorstellen? Ists möglich, daß die Natur aus einer zähen Materie die Aehnlichkeit eines Vatters in seinen Adern unendlich verjüngen kan. Vermag diese Materie eine andere Gestalt anzunehmen, als die Gestalt der Zwischenräume der genährten Theile, zwischen welchen sie gesessen, und von welchen sie, nach dem Hrn. v. Büffon, ihr eigener Ueberfluß ausgetrieben hat? Machen solche elementarische Zwischenräume die persönliche Bildung eines Menschen aus? Kömmt es von den Zwischenräumen her, daß jener eine grosse Nase, und dieser einen weiten Mund hat? Doch diese Einwürfe und andere, die anderswo dem Hrn. v. Büffon entgegen gesetzet worden, sind vielleicht nicht starck genug. Ich will sie auch nicht auseinander setzen, sondern lieber dem Hrn. v. Büffon gerade zu leugnen, daß die Kinder den Eltern ähnlich sind. Erweise ich dieses, so sind die Kinder keine Abdrücke mehr von ihren Eltern, und das übrige Gebäude fält von sich selbst.

Ich will hier nicht anmercken, daß gegen die Beyspiele der ihren Eltern ähnlichen Kinder eine weit grössere Menge von

andern

andern vorhanden sind, die nichts kenntbares, nichts ähnliches von ihren Eltern an sich haben. Mein Gedancke geht weiter, kein Mensch ist in seinem innern Baue dem andern ähnlich, und folglich kein Kind seinem Vatter.

Die Zergliederung hat mich von dieser sehr verdrießlichen Wahrheit belehret, die meine Arbeit vielfach verdoppelt hat.

Wann die Menschen einander ähnlich wären, so wäre eine Beschreibung und eine Abbildung der Schlagadern der Hand genugsam. Wann sie einmahl dem Uhrbilde ähnlich wäre, so würde sie es allemahl bleiben. Aber von dieser bequemen Aehnlichkeit finden wir die Natur weit entfernt. Es sind niemahls zween Menschen gesehen worden, in denen nicht alle Nerven, alle Schlagadern, alle zurückführende Adern, und selbst die Muskeln und die Knochen unendlich von einander unterschieden sind. Nachdem ich funfzig mahl die Schlagadern des Arms, des Kopfes oder des Herzen beschrieben habe, so sind diese funfzig Beschreibungen alle einander unähnlich, und es kostet mich die verdrießlichste Mühe, auch nur die gröstten Theile in eine allgemeine übereinstimmende

mende Erzählung zu bringen. Diese Verschiedenheit herrschet in der ganzen Natur, und kein Kraut ist jemahls demjenigen gleich gewesen, aus dessen Saamen es entsprossen ist, wie es doch nach dem Hrn. v. Büffon aufs vollkommenste seyn sollte, denn hier ist keine Vermischung eines männlichen und weiblichen Saamens, davon der eine des andern Bau in etwas verändern könnte.

Diese Verschiedenheit ist gar viel grösser, als man sie bey der gewöhnlichen Weise die Anatomie zu lehren, anzugeben pflegt. Sie ist zumahl in den Nerven und den zurückführenden Adern so groß, so unendlich, daß man fast keine Beschreibung derselben zu stande zu bringen vermögend ist, und bald glauben solte, die Natur arbeite nicht nur ohne Modell, sondern auch ohne Grundriß die Thiere aus, obwohl man hierinn gleichfalls zu weit gehen würde. Nicht nur sind die Grössen der Aeste, ihre Winckel, ihre Lagen, ihre Theilungen, die Stelle der Fallthürchen, und der Ausgang der Zweige verschieden, und allemahl ohne Ausnahme verschieden, sondern die Anzahl selbst der Theile ist niemahls einerley. Die grossen

Aeste

Aeste sind öffters, die mittelmäßigen allemahl, und die kleineren so gar auf beyden Seiten des nehmlichen Leibes beständig einander unähnlich. Das Kind ist also nicht ein Abdruck des Vatters, wie könte es sonst in seinem Baue von dem Vatter so verschieden seyn, und was weit mehr auf sich hat, wie könte es Theile haben, die der Vatter nicht hat? Einem Zergliederer ist bekannt, daß tausend, und Millionen, und tausende von Millionen Gefässe in dem erwachsenen und zeugenden Menschen fehlen, die in der Leibesfrucht noch da sind. Sie hat grosse Nabelschlag-Adern, einen Harngang, eine Nabel Ader, und ein eyförmichtes Loch, und so viele andere Theile, die der Vatter nicht hat, und eine doppelte Reihe Zähne gegen seine einfache.

Die Zergliederung ist nicht ein Licht das einem jeden leuchten kan, aber die Natur steckt uns hier eines an, das auch dem gemeinsten Auge zum leiten genugsam ist.

Ein Hottentott, der nur einen Geilen hat, ein Schweitzer, dem man, aus einem für das arbeitsame Landvolck vereinigten unglücklichen Hange der Natur und

der Kunst, den einen Geilen in der Kindheit ausschneidet, lang ehe nach dem Hrn. von Büffon die überflüßigen Theile des erwachsenen Menschen zum Saamen zurück acsandt worden, zeuget einen gantzen Menschen mit zweyen Geilen. Ein Mann der eine Hand, ein Bein, ein Auge verliert, zeuget auch einen vollständigen Sohn. Hier könte zwar der Hr. v. Büffon den ersezten Arm und das ergänzte Auge der Mutter zuschreiben, den Geilen aber kan sie nicht liefern, und es bleibt dem Hrn. v. Büffon nichts übrig, als zu einem allgemeinem Ehebruch in gantzen Völckern, und bey alten reizlosen Weibern seine Zuflucht zu nehmen, eine Anklage, die viel zu hart, und viel zu unwahrscheinlich wäre, und dennoch ihn nicht aus dieser Schwierigkeit befreyen würde. Denn es zeugen doch täglich wohlverwahrte und mit einem einzigen Mopse eingesperrte Hündinnen, die so wenig als der Vatter ein Ohr haben, Junge mit vollständigen Ohren.

Es ist nach diesem Beyspiel nicht nöthig anzumercken, daß lahme Eltern und Krüppel wohlgestalte und gesunde Kinder zeugen, die die Aehnlichkeit des Rückgrades ihrer Eltern im geringsten nicht an sich haben.

ben. Denn das vorige Beyspiel erweiset mehr, und macht mehrere Gründe überflüßig.

Das Kind, das Kraut ist allso nicht der Abdruck seines Vatters, seiner Saamen Pflanze. Es ist von ihm in dem ganzen feinern Bau ohne Ausnahme, und sehr offt im groben Bau unterschieden, und allemahl reicher an verschiedenen Theilen als der Vatter und die Mutter,

Die Zweite Schwierigkeit ist eben so groß, als diese, und ich bin eben so begierig, unsers scharfsinnigen Verfaßers Antworten zu vernehmen.

Lasset seyn, daß die Abdrücke der Zwischenräumchen der Augen, der Ohren, der Knochen im Saamen zusammen kommen. Lasset seyn, daß sie die Aehnlichkeit deß Vatters völlig beybehalten. Diese gebildeten Theilchen schwimmen aber doch ohne Ordnung in dem flüßigen Saamen herum, und der Hr. v. Büffon hat noch keine Ursache angezeiget, die sie in Ordnung bringt, die die Augentheilchen des Vatters mit den Augentheilchen der Mutter, und zwar die von der rechten Seite mit denen von der rechten, und die linken mit den linken, die von Sterne mit dem

Eterne, die von dem Nezhäutchen mit ihrem Gefährten vereiniget, die die Theilchen deßOhres an ihrenOrt und in ihre gebührende Entfernung vom Auge hin weiset, die die Lage und die Verhältniß in allen Theilen aufs richtigste ausmißt. Es fehlet ein Baumeister, der die tausend einzelnen Abdrüke verschiedener Theile der grossen Schlagadern in einer gehörigen Reihe der Länge des Körpers nach hinlegt, und der mit einem Worte, die zertrennten microscopischen Theile der Leiber nach dem wundervollen Plane eines menschlichen Körpers aufbauet, der hindert, daß niemahls ein Auge an das Knie, oder ein Ohr an die Stirne zu kleben, oder eine Zähe an die Hand, und ein Finger an den Fuß verirren kan, so wie in dem Anschusse der Salze und Kristallen alle Augenblike unähnliche, unförmliche, und versezte Zinken gefunden werden. Ich finde in der ganzen Natur die Krafft nicht, die die einzelnen Theile, die Millionen von Millionen Adern, Nerven, Fasern und Knochen eines Körpers nach einem ewigen Grundrisse zusammen zufügen weise genug wäre. Mich dunkt der Hr. v. Büffon hat diese allergröste

Schwie-

Schwierigkeit ganz übergangen, so wie Timanthes anstatt den Schmerz des Agamemnons zu mahlen, mit einem entschuldigenden Tuche ihm das Gesicht überworfen hat. Der Hr. v Büffon hat hier eine Krafft nöthig, die suchet, die ausliesst, die einen Zwek hat, die wieder alle die Gesäze der blinden Zusamenfügung (Combinatio) allemahl und unfählbar einen gleichen Wurff wirfft. Dann die meisten Thiere empfangen bey der ersten Begattung, und gebähren allemahl ordentliche Thiere, gegen deren Anzahl die Mißgeburten so selten sind, daß man sie, nach den Regeln der Rechnungs Kunst für nichts ansehen könne. Ich wünsche die nüzliche Ehre zu genieſſen, das der sinnreiche Hr. v. Büffon diesen Einwurff, der mich so schwer drükt, lesen und heben möchte. Einige Geister haben, wie Virgil von den Helden älterer Zeiten sagt, solche Kräfte, daß sie Lasten wegräumen können, die auch die vereinigte Stärke vieler gemeinen Sinnen nicht bewegen kan.

Ich habe noch einen Zweifel übrig, der mir eben so wichtig vorkömmt, und dessen Prüfung ich dem Leser überlasse. Unser Hr. v. Büffon nimmt ohne Bedenken den

Weiblichen Saamen an, der die Hälfte seines ganzen Gebäudes ausmacht, und unvermeidlich ist, weil sonst der Abdruk eines Mannes niemahls zu einem Mädchen werden könnte. Aber ich sehe für diesen Saamen nicht den geringsten Beweis. Ich finde nichts, das mich überzeuget, daß das schöne Geschlecht einen Saamen habe, noch daß es etwas dergleichen ergiesse, und mit dem männlichen Safte vermische. Die Feüchtigkeit in der gelben Drüse ist zwar voll bewegter Theilchen. Wir wollen die Erfahrung deß Hr. v. Büffon mit Hochachtung annehmen. Aber dieses hat dieser Saft mit allen Menschlichen Säften gemein, da die Fleischbrühe selber die gleichen Gäste hat, und diese gelben Drüsen geben mir selbst einen sehr starken Grund wider den Hr. v. Büffon her.

Der Mann hat seine Geilen von Jugend auf, sie sind reiff, wenn er sich begattet, und der befruchtende Saft, den er zum grossen Werke der Erzeugung liefert, ist in seinen vorher dazu zubereiteten Geilen fertig und zubereitet worden.

Aber das Weibchen, und insonderheit die junge Schöne, hat keine gelbe Drüsen. Alle diejenigen Frauens Personen, die ohne

ne befruchtet zu werden gestorben sind, haben niemahls eine gelbe Drüse gehabt. Wann ein junges, gesundes und fruchtbares Frauenzimmer sich zum erstenmahle begattet, so hat sie dieses Werkzeug des vermeinten Saamens noch nicht, wie kann sie dann den Saamen haben, der in diesem Werkzeuge erst gesammlet werden soll? Der Hr. v. Büffon begeht hier einen anatomischen Fehler, den wir ihm gerne vergeben, da wir ihm, als einem ansehnlichen Kriegsbedienten, vielmehr für das, was er weiß, verbunden sind, als daß wir ihm seine Fremdheit in den Künsten vorrüken sollten, die zu tief unter seinem Stande liegen. Aber die Rechte der Wahrheit sind unveränderlich, ob wohl die Schuld bey ihrer Verlezung für den einen, der sie verlezt, kleiner, und für dem andern grösser ist, der das Wahre kennen solte und könnte, und dennoch nicht kennet. Unser Hr. v. Büffon hat sich vermuthlich aus den geschwinde nacheinander fruchtbaren Thieren beredet, ein jedes zum Erzeugen geschiktes Weibchen habe eine gelbe Drüse, und folglich Saamen und Saamentheilchen. Es ist aber vollkommen zuverläßig, daß diese gel=

gelbe Drüse nicht die Ursache, sondern die Folge der Befruchtung ist, und erst nach der gesegneten Begattung eine Frauen bey ihr entsteht, eine zeitlang nach den Wochen währet, nach und nach vertroknet, und niemahls durch eine andere ihr ähnliche Drüse ersezet wird, wann die nehmliche Person nicht wieder aufs neue befruchtet worden ist.

Da also das empfangende Frauenzimmer noch keine gelbe Drüse hat, so hat es keinen Saft in denselben, und keinen Saamen, und das Lehrgebäude des Hr. v. Büffon fällt auf dieser Seite unvermeidlich ein.

Dann es wäre umsonst, etwas zu leugnen, oder einige nicht genugsam Anatomische Verehrer der gelben Drüse zu hülfe zu ruffen. Ich habe ohne Vorurtheil, und ohne Absicht, hundert und hundert, alte und junge Weibs-Personen eröfnet, und nicht über zehnmahl den gelben Körper, und allemahl in Schwangern, Kindbetterrinnen, oder kurz nach dem Kindbette gestorbenen Weibs-Leuten angetroffen, und es sind die Zergliederer vielleicht nicht gemein, die diese gelbe Drüse zehnmahl im Menschen gesehen haben. Es ist mir noch aus mehreren Umständen, und ins beson-

besondere aus der Unempfindlichkeit vieler empfangender Frauen und Thiere sehr unwahrscheinlich, daß überall in einer nicht überaus unkeüschen Person ein Saft in dem Werke der Erzeugung ausgegossen werde, und daß dieser geile Saft nicht in die Mutter ausgegossen wird, folglich auch nicht zur Erzeugung dienet, ist wohl wenig minder als erwiesen. Denn woher sollte die Gebährmutter diesen Saamen haben? Wer hat ihn gesehen? Wer findet im Weiblichen Körper etwas, das einem Männlichen Saamen ähnlich ist! dringt nicht der Geruch des Leztern durch das Fleisch der Männlichen Thiere, da der Weibchen ihres zart und ohne unangenehme Ausdünstung ist? Und ist dieser Geruch nicht eine nöthige Bedingung zur Herberge der Saamentheilchen, die ohne einen Anfang der Fäulung sich nicht entwikeln könnten?

Ich bemerke hier im Vorbeygange, daß der Hr. v. Büffon in der Zergliederung des Weiblichen Geschlechts keinen guten Anführer hat. Er leugnet das Daseyn eines häutichen Zeichens der unbefleckten körperlichen Zucht, dieses Zeichen ist aber wesentlich da, es fehlt niemahls ohne die

Verlezung der Zucht, weder in Kindern, noch in den Erwachsenen selber, wo ich es in ledigen Weibs Personen von allerley Stand und Alter gesehen habe. Die Natur scherzet niemahls, und es ist vermuthlich kein Vorrecht unserer kältern Gegenden, daß sie uns von der Keuschheit unserer Schönen unbetriegliche Pfänder giebt. Ich sehe aber leicht ein, warum der Hr. v. Büffon gegen das Frauenzimmer so mistrauisch ist. Eine Mutter hat diesen Theil nicht, und kan ihm nach den Lehre der Modelle ihrer Tochter nicht mittheilen.

Ich habe genug wieder den Hr. v. Büffon gesagt, es geschicht mit Unwillen, wenn ich wiederspreche. Nichts ist angenehmer, als wissen, wie gerne würde ich glauben, ich sehe das groß Geheimnuß der Erzeugung ein. Meine Einwürffe gehen wider mich selbst, sie berauben mich eines Schatzes, den mir der Herr v. Büffon unerkauft und ohne meine Arbeit anbietet, und senden mich in die mühsame Nothwendigkeit zurücke, selber zu suchen. Das übrige dieser Vorrede ist der Vertheidigung des Hrn. v. Büffon gewidmet, und ich schreibe mit eben so viel mehrem

Ver=

Vernügen, um so viel angenehmer die Freundschaft als der Streit ist.

Gewisse Freunde der Vorsehung sehen das Lehrgebäude des Hrn. v. Büffon und des Herrn Needhams für gefährlich an. Die Materie hat bey diesen Gelehrten das Recht sich selbst zu bilden. Aus gewissen allgemeinen dehnenden und anziehenden Kräften entsteht der Göttliche Bau einer Theresia oder eines Newtons. Die Macht, die Menschen bilden kann, ist auch ganze Erden zu bauen fähig, und die ewigen nothwendigen Kräfte der Natur reichen ohne einen Schöpfer zu, die Ordnung und die Schöpfung der Welt zu erklären. Räumet man diesen Beweisthum einer Gottheit weg, so ist die eine Stütze deß Glaubens ungerissen, und die Ueberzeugung den Menschen entzogen, die allen Völkern sonst am deutlichsten in die Augen gestrahlet hat.

Dieses ist die Furcht der Sorbonne gewesen, die, wie ich zuverläßig vernommen habe, auf die Ausgabe des Büffonischen Werkes ihre argwöhnische Aufmercksamkeit eine zeitlang gerichtet hat. Ist aber diese Furcht auch gegründet, und verliert der Glaube wircklich etwas, wann die bauenden

enden Kräfte durch die Erfahrung der Natur zugesprochen werden ?

Ich bin hierüber noch ohne Sorge : das daseyn Gottes ist auf die körperliche Welt und auf die Offenbarung gegründet. Jene fordert von dem Gottes Verleügner einen Baumeister, diese zeigt in der Uebereinstimmung der Prophezeyungen und ihrer Erfüllung, in den Wunderwercken, und in dem Zusammenhange des einmahl gegenwärtigen Christenthums mit seinen ersten Quellen eine unaufhörliche und überall sich selbst unterstüzende Kette von Beweisen.

Es scheint zwar viel zu freygebig von uns zu seyn, wann wir dem Freygeiste einräumen, die Materie werde durch gewisse Kräfte gebildet und gebauet, die ihr beywohnen, und die Needham auf eine anziehende und ausdehnende Krafft eingeschränckt hat. Und dennoch bin ich, auch bey dem noch weit entfernten Beweise dieser bildenden Kräften geruhig. Die Wahrheit ist, wie eine richtige Rechnung, rund herum gegründet, alles muß ihren Bau tragen helffen, nur der Irrthum bricht ein, so bald man ihm seine einzi-

ge

ge Stütze wegnimmt, weil sonst alles wider ihn streitet.

Wir sehen augenscheinlich, daß gewisse allgemeine Kräfte die Salze, die Krystalle, die Erzte bilden, wo kein Saame, kein Keim vermuthet werden kan.

Die Bewegung der himmlischen Körper wird durch zwey Kräfte, zwey den Needhamischen sehr ähnliche Kräfte beherrschet, und was folget hieraus wieder das Daseyn eines Schöpffers?

Verlieren wir bey der neuen, oder vielmehr der alten und erneuerten Meynung, die Absichten, die Finger eines vorsehenden Gottes? Ists möglich, daß ein Lehr-Gebäude und die augenscheinliche Ueberzeugung entreißt, daß ein Auge zum Sehen gemacht seye, es mag nun auch das Auge aus einem Keime oder ohne Keim entstehen? Und so bald ein Auge in allen seinen Häuten, in allen seinen Feuchtigkeiten, in allen Maaßen und Verhältnissen, in der Verschiedenheit des Baues, nach der Verschiedenheit der Thiere zum Sehen, zum eigenen Sehen eines jeden Thieres, nach seinen besondern Umständen gemacht ist, erkennen wir denn nicht den austheilenden, den vorwissenden Wil-

len

len eines Schöpffers? der dem mit Händen versehenen Menschen die natürlichen Waffen aller Thiere, und die Rüstung der Zähne versagt, ihm die bequeme Länge der Kinnbaken entzogen, und alle die Vortheile der Thiere benommen hat, die er zwar mit seinen Händen entbehren kan, die Thiere aber zu ihrer Erhaltung nicht missen können.

Hat dann die Materie Absichten, und ists ihr Einfall, daß die Augen-Linse eines im dichten Wasser sehenden Fisches runder, als deß in der dünnern Lufft sehenden Menschen seyn muß? Ist es der Klugheit der schlauen Schwere, und der scharfsinnigen Federkraft zuzuschreiben, wann dem sprechenden und lernenden Menschen der Geruch und der Geschmak stumpf gemacht worden, den Thieren aber, die aus eigener Erfahrung die heilsamen oder schädlichen Eigenschaften der Speisen lernen müssen, eben diese Sinne samt ihren Werkzeugen, viel stärcker und vollkommener verliehen worden sind! Ist es die Wahl einer der Geometrie kündigen Materie, wenn in den Fingern des Menschen das Verhältniß der Länge so getroffen ist, daß die äussersten am kürzesten

zesten, so wie die äussern an Ost und West gränzenden Durchschnitte einer Kugel am kleinesten, die mittelsten Finger aber, so wie der Umfang beyder Pole, am längsten sind, da sie diese Pole umschliessen müssen! War es unvermeidlich, daß alle Thiere, zur Zeit, da sie gebähren, auch Milch zeugen müssen, und konnte kein anderer Bau durch den Wurf einer Materie erhalten werden, als der, der sich so ausnehmend zur Ernährung eines neugebohrnen Thieres schicket. Wie ist es dem Ungefähr gelungen, daß die Brüste in einem beständigen Verhältnisse mit der Anzahl der Jungen sind, und daß der Hund und das Schwein zahlreiche Euter, die einzelnen gebährende Kuh, die Ziege und das Pferd nur zwey haben? Warum hat das Thier und nicht der Mensch, unter den vier Füssen, die es tragen sollen, schon im Mutterleibe Verhärtungen, da diesem nur unter den längern füssen, weil nur diese ihn zu tragen gewidmet sind, eine harte Ueberhaut angeschaffen ist.

Es ist also nicht eigentlich der Wachsthum oder die Art der Erzeugung der Thiere, die uns von der Gottheit überführet, sonder die deütlichsten Spuren der weisen Hand

eines

eines Schöpfers in der Uebereinstimung des Baues mit seinen Absichten.

Wenn die Materie Kräfte hat, die etwas bilden, so hat sie sie nicht auf eine blinde Weise. Sie sind mit ewigen Schrancken umschlossen, und bilden immer vollkommen, nicht das Mechanisch Gleiche, sondern etwas ähnliches, etwas das in einem unverletzlichen Grundrisse vorgeschrieben ist: aber mit einer Verschiedenheit, die den Zwang einer blindlings wirkenden Materie ausschließt. Ich habe schon gewiesen, daß niemahls zwey Menschen, und niemahls zwey Thiere in ihrem Baue einander ähnlich sind, ob sie wohl in allen Haupt-theilen miteinander übereinstimmen. Wer hat der Materie deß Saamens erlaubt, mehr oder weniger Gefässe zu zeugen, mehr oder weniger Nerven zu bilden, die Zweige zu verdoppeln, oder zu vermindern, aber ihr dabey monarchisch und unwiedersprochen befohlen, dennoch allemahl eine grosse Schlag-Ader, allemahl ein Hertz, allemahl die grossen Sympatischen Nerven, allemahl die grossen Muskeln, und alles dasjenige, was nicht mir zum Leben, sondern zu dessen Bequemlichkeit und Glücke

nöthig ist, unversäumlich hervor zu bringen? Wäre die Natur nicht die Hand der erschaffenden Weisheit, so würden eben so wohl in der Hauptanlage, als in den kleinen und zahlreichen Theilen des Baues Verschiedenheitten seyn, und dennoch geschieht dieses beständig, und jenes niemahls.

Wer macht diese Kräfte so gelehrt, so beständig im Hervorbringen der Thiere? Wann eine bloß anziehende und ausdähnende Kraft im Saamen einen Menschen oder einen Hirsch bildet! wann dieses ungefähr geschieht, warum entsteht aus dieser, nach dem Hr. v. Büffon selbst, zu allen Gestallten gleichgültigen Materie, niemahls anstatt eines Menschen ein Affe, der doch mit dem Menschen so viel Aehnlichkeit hat? Wie ist es möglich, daß aus einem klebrichten Safte allemahl (dann wir haben schon gesagt, daß die Thiere fast niemahls unbefruchtet sich begatten) ein Thier, und allemahl ein Thier von der Art wird, zu welcher seine Aeltern gehören?

Diese Beständigkeit hat mich wieder alle Erfahrungen des Hr. Needhams überzeuget, es müsse demnach etwas vorgebil-

detes und gebautes im befruchtenden Safte der Menschen und Thiere seyn ob es wohl noch keine Miniatur eines gantzen Leibes, und keine Raupe deß denkenden Schmetterlings ist.

Die unveränderliche Wiederherbringung allemahl ähnlicher, allemahl so Göttlich künstlich gebauter Thiere, scheinet für die einfachen Kräfte zu groß, die etwas Staub in die eine Conſerva, und in einen Saltz Kristall samlen können.

Der Anschuß der Saltze selbst scheint in der ursprünglichen schon gebildeten Figur der Saltztheilchen gegründet zu seyn, und nicht aus einer blossen anziehenden Kraft zu entstehen, dann geschmolzener Salpeter ist gleichfals Salpeter im Geschmake, und an allen Eigenschaften, obwohl seine sichtbaren Kristallen jezt geschmolzen sind.

Doch es ist dieses eine Materie, die ich hier nicht ausführen kann, schon jezt schweife ich aus, und sage zu viel. Es ist genug zu zeigen, daß der Hr. v. Büffon (und selbst der Hr. Needham) eben so wenig der Religion schaden, als Newton, wann er den wundervollen Bau der grossen Welt, und die geheimen Gesetze des Umlaufs

laufs der Sterne aus zweyen Kräften erklä-ret hat.

Der Hr. v. Büffon ist noch viel unschuldiger.

Da seine gebildete Materie im Menschen sich zum Menschen modelt, da im Anfange die Erde ganz im Feuer geschmolzen, und hernach mit Wasser ganz überzogen gewesen ist, so sind die ersten Menschen ohne ein Model entstanden, da sie weder im Wasser noch im Feuer einen ältern Stamm-Vatter haben antreffen können, und ihr Bau, das allgemeine Muster des Menschlichen Geschechts, ist unmittelbar aus den Händen Gottes gekommen. Bey dem Hr. v. Büffon bildet eigentlich die Materie nicht, sie macht nur Abdrüke nach erschaffenen Modeln.

Wir können allso ruhig erwarten, ob die Erfahrungen der Weisen die wachsenden und belebenden Kräfte deß Hr. Needhams bestärken oder wiederlegen werden. Sie werden uns allemahl näher zu Wahrheit führen, und diese zu Gott.

Gegeben den 30. Mart. 1752.

IV.

Vorrede

zu den

Göttingischen Gelehrten

Zeitungen,

Bey

Uebernehmung der Direction

derselben zum Jahrgange

1747.

IV.

Vorrede zu den Gelehrten Zeitungen,

zum Jahrgange 1747.

Es ist zwar hier nicht der Anfang dieser Zeitung. Wir haben auch schon mehrere Jahre, wiewohl an einem wenigern Theil derselben gearbeittet, dennoch haben wir geglaubt, eine nicht unnüze Sache zu thun, wann wir unsere Gedancken über die vornehmsten Eigenschaften einer guten Gelehrten Zeitung eröfneten, und dadurch dem Leser von dem Vorbilde benachrichtigten, nach welchem wir uns bestreben unsere Arbeit einzurichten.

Die Vorzüge eines Wochen-blattes von dieser Art bestehe in den äussern Vorschu-

be, im Verstande und im Willen des Verfassers.

Zum äussern Vorschub gehört Hauptsächlich die genugsame Zufuhr der nöthigen Bücher. Es müssen aus den verschiednen Ländern, wo die schönen Künste blühn, aufs geschwindeste, vornemlich die guten, und auch neben diesen, so viel neue Bücher als möglich, zur Hand gebracht werden. Dieses kann einiger massen in einigermassen in einer vornehmen Handels-Statt durch die blosse gewöhnliche Buchhandlung erlangt werden. Aber weit erwünschter ist es, wann der Fürst oder die Räthe des Fürsten, selbst die Auslage thun, und ohne die nothwendig furchtsamen und langsamen Anstalten eines Kaufmanns abzuwarten, mit der Eile und mit dem uneigennützigen Aufwande die Neuigkeiten anschaffen, die niemand in einer minder erhabenen Stelle übernehmen kann.

Der Verfasser selber muß über dem einen so viel möglich ausgedehnten Briefwechsel haben: Er muß von den Schikfalen der Gelehrten von ihrer Bemühung, von ihren Arbeiten, eine eilfertige Nachricht einziehen, von welcher der Besizer die Wahl der anzu-

anzuschaffenden Neuigkeiten abnimmt. Er wird durch diesen Briefwechsel viele geheime Umstände erfahren, die sein Urtheil richtiger, und originaler machen, wann ich dieses undeutsche Wort hier gebrauchen darf. Eben hierzu dienen die Wochen und Monat Schriften, und sogenannte Journale. Der Verfasser der gelehrten Zeitung muß derselben so viel haben, als immer möglich ist, aus ihnen nimmt er gleichfals das Verzeichniß der in entfernten Ländern gedrukten Bücher, er kann zwar nicht vollständige Beurtheilung und Auszüge, aber doch zuverlässige Nachrichten von der Wirklichkeit neuer Werke für seinen Leser aus denselben nehmen, der dadurch so viel erhält, daß er sich die nüzlichen und unentbehrlichen Bücher anzuschaffen gemahnt ist. Es können auch einige Länder, so entfernt, oder durch Kriege von uns so sehr getrennt seyn, daß man die würklichen Bücher zu spät erhalten würde, und daß man also die Beurtheilungen wohl geschriebener Tagebücher mit Nutzen seinen eigenen Anzeigen einrücken kann, welches aber dennoch nicht anders als aus Noth, und mit einer furchtsamen Vorsicht geschehen muß.

Der Verstand deß Verfassers ist der zweyte nothwendige Beding, ohne welchen eine Gelehrte Zeitung pöbelhaft und elend wird. Er muß so viele Sprachen als möglich ist verstehn, und so viele Wissenschaften besizen, als die menschliche Schwachheit zuläßt: und weil es nicht möglich ist, den Umfang vieler Künste mit gleicher Stärke zu bestreiten, so ist es besser, wann verschiedene Gelehrte zusammen treten, von welchen ein jeder die ihm selbst bekandtesten Wissenschaften sich zum Vorwurfe wählt. Ein Verfasser einer gelehrten Zeitung muß die Geschichte seiner Kunst innen haben, er muß wissen was alt, gemein, neu, wahrscheinlich, wahr, und glaubwürdig ist. Dann alle diese Eigenschaften eines Buches, und der Stellen eines Buches müssen unumgänglich den Hauptwerth seiner Beurtheilungen ausmachen. Er muß in seinen Wissenschaften so gründlich seyn, daß er ein gültiges Urtheil uber den Werth der Dinge fällen kann. Seine Aufmerksamkeit bey Durchlesung der Bücher, von denen er Auszüge macht, muß ihm das Wahre, Neue, und Vorzügliche derselben entdecken, er muß einsehn, wodurch ein jeder Schriftsteller sich von andern unter-

terscheidet, und entweder weiter gehet, oder zurüke bleibt. Sein Außzug muß so viel als möglich kurz sein, auf wesentliche Dinge gehn, und eben so wenig Kleinigkeiten wählen, als wichtigere Dinge außlassen. Es ist dabey zu wünschen, daß ein Verfasser rein, scharfsinnig und aufgewekt schreiben möge. Grosse und schöne Werke können weitläufiger, kleine und schlechte kürzer abgethan werden. Gar zu schlechte unnüze und kleine flüchtige Schriften werden völlig unangezeigt gelassen.

Was den Willen betrift, finden wir die Billigkeit deß Verfassers so nöthig, als seine Gelehrtheit. Eine gelehrte Zeitung soll das gute anpreisen, das mittelmäßige anzeigen, das schlechte entschuldigen, das falsche und elende bestraffen. Sie ist ein Zeugniß, worauf sich ein Käuffer sich soll verlassen können, der Leser muß daraus zu guten Büchern ermuntert und von schlechten abgehalten werden, kein Eigennuß muß deß Verfassers Feder bestechen. Ich rede nicht von dem groben Eigennuze einer feilen Feder, die man um Geld, um geschenckte Bücher, oder um niederträchtiges Bitten erkauffen kan. Nein selbst der feinere Eigennutz der Gleichheit eines Verfas-

fassers mit unserer Meynung, oder unserer Secte, und seine Freundschaft, oder gegen uns bezeigte Abneigung, muß uns zu nichts vermögen, das der Wahrheit zuwieder wäre. Ich wehre einem Mitgliede einer Gelehrten Gesellschaft, wie eine Hohe Schule ist, deßwegen nicht, von seinen Mitarbeitern eine höflichere, und günstigere Nachricht zu geben. Der Fürst, der den Verfasser einer Gelehrten Zeitung, und sein Werck beschützt, verlangt ausdrücklich, daß durch dasselbe dem gemeinen Besten gedienet werde, und dieses kan nicht befördert werden, ohne die besondern Vorzüge der Personen der Gesellschaft zu erheben, deren Aufnahme man sucht. Aber auch hier muß dennoch die Wahrheit niemahls leiden. Die Farben können lebhafter und angenehmer seyn, das Gemählde muß aber dennoch ähnlich bleiben.

Nichts ist niederträchtiger und schädlicher, als die Aufführung derjenigen Zeittungs Schreiber, die niemand loben, als wer das Lob mit Geschencken, mit seiner Unterwerfung oder seinem Eintrtte in ihre Secte bezahlt, die hingegen alles schelten, was ihren Meinungen, Absichten,

ten, und Freunden zuwieder ist. Diese Leute bedencken nicht, wie sehr sie sich gegen die Wahrheit, die Billigkeit, und das allgemeine Beste vergehen. Sie reissen der Wahrheit und der Gründlichkeit ihre Kronen ab, und hängen sie um den Unwürdigen Hals eines Schmeichlers, eines Clienten, eines Sectierers, eines Käuffers. Sie schlagen die nöthige Hofnung der bemühten Arbeitsamkeit nieder, und ermuntern den Frevel der schwatzhaften Frechheit. Wir wollen niemand bezeichnen. Aber es hat zu allen Zeiten nur gar zu viel Zeitungs Schreiber von dieser Art gegeben.

Wir wollen gerne anrahten, daß überhaupt ein gelehrter Zeitungs Schreiber gelinde sein, und eher mit Höflichkeit als mit Schärfe zuweit gehen solle. Wir sind allen Menschen Liebe, und folglich die Beförderung ihrer Glückseligkeit schuldig. Diese hängt auf Erden in einem grossen Grade von ihrem Nachruhm ab. Diesen müssen wir also, so lang es die Wahrheit leiden kan, eher vergössern als mindern, es mag dann auch die beurtheilte Person fremd oder unbekant, oder auch gar uns zuwieder seyn.

Wann jemand eine scharfe Beurtheilung

lung verdient, so sind es diejenigen Schriftsteller, die mit einer seichten Gelehrtheit eine grosse Meinung von sich selbst besizen, die ihre Gedancken für neu, für wahr, für erwiesen ausgeben, wann sie schon alt, zweifelhaft, oder falsch sind; die auf die Verachtuug der andern sich selber Altäre zu bauen suchen, und deren gute Meinung von ihren eigenen Verdiensten in die Gemühter der Leser, zum Schaden der Wahrheit, einen Eindruck machen könnte.

Niemand aber ist weniger eines Mitleidens würdig, als gelehrte Diebe, die mit der Frucht der bescheidenen Arbeitsamkeit zu prangen suchen. Es scheinet eine Pflicht zu sein, wann man ihnen den fremden Schmuk außzieht, und so wohl den Eigenthümern die verdiente Ehre wiedergiebt, als dem vermessenen Räuber seinen unverdienten Ruhm entreißt.

Sind wir den Menschen so viele Pflichten schuldig, so sind wir mit unendlich mehrerem gegen Gott verbunden. Die Ehre deß Obersten Wesens zu befördern, muß uns nicht eine kalte unwürksame Pflicht, es muß uns eine Lust, ein reziendes Vergnügen seyn. Solten wir nicht gegen unsern wahren Vatter, eben

so

so kindlich eben so liebend, so treu, und so ergeben seyn, als gegen unsere hiesigen, öfters so fehlerhaften Eltern?

Hier haben die Leser das Vorbild, welches wir nachzuahmen suchen, und nach welchem wir unsere Bestrebungen einrichten. Von seiten der Anstalten glauben wir einen Vorzug vor fast allen Verfassern von dergleichen Arbeiten zu haben.

Die bemühte Gnade unsers Beschüzers, schont weder seinen theuren Stunden, noch dem kostbahren Werthe. Es werden uns von den entlegensten Orten neue und für einen Gelehrten manchmahl unerschwingliche Wercke zugeschikt. Keine Post kommt fast an, die uns nicht die frühesten Neuigkeitten mitbringt, die dem Leser nochmehr in die Augen fallen würden, wann die Menge selber sie nicht hinderte, und die einen auf die andern warten müssten.

Was unsern Willen betrift, so suchen wir ihn in allem den Regeln nachzu bilden, die wir uns festgesezt haben.

Den Verstand alleine können wir nicht verbessern, und überlassen von den Würkungen desselben das Urtheil dem Leser.

Wir fügen nur noch einige Kleinigkeiten

ten bey. Unsere Weise wird allemahl seyn, die Jahrzahl des beurtheilten Buches anzuzeigen. Es ist besser der Leser wisse dieselbe, als daß wir ihn mit dem falschen Anschein einer unrichtigen Neuigkeit hintergehn. Setzen wir die Jahrzahl nicht aus, so ist das Buch von eben dem Jahre. Die Aufsätze unserer Freunde und auch einiger unbekannt bleibenden, aber unserer Hochachtung würdigsten Gönner und Mittarbeitter, werden die Zugaben zu ihrem Eigenthume, und wo diese nicht zureichen, allemahl den Vorzug haben, den sie über unsre eigene Arbeit verdienen. Es werden alle Monate zwey Zugaben herauskommen.

Die Register und Vorrede sollen allemahl im Ianuario, gleich nach dem geendigten Jahre, samt einem Verzeichnüsse, der bey solchen eiligen Arbeitten fast unvermeidlichen Fehler, ausgetheilt werden.

Man

*) Dieses ist seit Anno 1753. geändert, und hingegen sind drey Wochentliche Blätter anstatt zwey dem Leser gelieffert worden, so daß nunmehr die Anzahl der Seiten und der Auszüge ungefehr auf das doppelte der ersten Jahrgänge, und auf zwey Bände gestiegen ist. Und seit eben diesem Jahre ist die gelehrte Zeitung ein Eigenthum der Königlichen Gesellschafft der Wissenschafften geworden. Es hat auch seit Verschiedenen Jahren niemand mehr den Göttingischen Anzeigen ihren vorzüglichen Werth streitig gemacht.

Man wird alle mögliche Sorge tragen daß die außwärtigen Posten den bißhieher allzuhoch gesezten Preiß der Fracht so mildern, wie es uns immer durch Vorsprache, Bitten und Gegendienste erhalten werden.

Göttingen den 30. Decemb. 1747.

Der Director und übrige Verfasser der Gelehrten Zeitung.

V.

Vorrede

Zur

Sammlung neuer und merckwürdiger

Reisen,

zu Wasser und zu Lande,

Aus

verschiedenen Sprachen

übersetzt.

Göttingen, 1750.

V.

Vorrede zur Sammlung neuer und merckwürdiger Reisen

zu Wasser und zu Lande,

aus verschiedenen Sprachen übersetzt. a)

ICh nehme hier die Gelegenheit, dem geneigten Leser die Gründe und die Absicht der angefangenen Sammlung von Reisen zu eröfnen. Ich habe zu allen Zeiten für die Aufsätze vernünftiger und wissensbegieriger Reisenden eine besondere Neigung gehabt. Ich fand in denselben die Naturgeschichte im grossen, die Kenntnüß der Erdkugel und des Menschen.

a) Es sind neun Theile von dieser Sammlung bis hieher abgedruckt worden.

Ich lernte von jener die wahre Ertragenheit eines jeden Landes und seine Früchte aus den dreyen Reichen, die wir aus dem blossen Ansehen der Himmelsstriche nicht erlernen können, indem die gesamlete Erfahrung aller Reisenden beweiset, daß Europa in Ansehung der kleinen Entfernung vom Pol das wärmste Land in der Welt, Asien im gleichen Abstand vom Nordpol schon kälter, America im Nordtheile sehr kalt, und im Südertheile am allerkältesten ist. Ich lernte aus denselben die Übereinstimmung und die Verschiedenheit der Gewächse, und Thiere, davon sehr viele, und je länger man sucht, je mehrere sich in beyden grossen Welttheilen befinden. Man hat auf Jamaica schon ziemlich viele Europäischen Kräuter, in Nordamerica aber mehrere gefunden, und die von den wärmern Gegenden trifft man je mehr und mehr so wohl in den heissen Inseln unter Asien, als in den Antillischen an. Die Thiere finden sich auch immer häuffiger in beyden grossen Strichen des festen Landes. Der Bär, der Löwe, das Elend, der Luchs, der Strauß, das Pferd, der Bieber und die meisten andern sind in beyden an-

zu-

zutreffen, und die Lama hat man nunmehr auch in Bengalen, den Lamantin aber um Kamtschetke entdeckt. Ich erfuhr aus der allgemeinen Übereinstimmung der Reisenden, daß in allen Bergen der Welt sich versteinerte Muscheln fanden. In Carolina, im Caucasus, im Taurus, in Arabien, in China, und in allen Ländern, die wir kennen, hat die Erfahrung diesen Satz bestätigt. Dann die Andischen Gebürge, worauf die Parisischen Weltmesser keine versteinerte Muscheln gefunden haben, sind zu hoch, und auf einer gewissen Höhe haben die Alpen ebenfals keine. Ich bemercke aus allen Nachrichten, daß auf dem meisten Theil des Erdbodens überhaupt die See abnimmt, und schwindet: Die Carolinischen Ufer und die Schwedischen nehmen zu, und selbst die süssen Seen in den Gebürgen nehmen ab, welches beweiset, daß diese Abnahme des Wassers nicht von den Winden, sondern von einer viel algemeinern Ursache herkömmt, ob wohl das Maaß dieser Abnahme alzu frühzeitig bestimmt worden ist. Ich finde, daß das Gold in heissen Gegenden am häuffigsten, in gemässigten minder,

in kältern mehr Silber, das Eisen aber fast über die gantze Welt zerstreuet ist, woraus jenes Ertz zur Seltenheit und zum Preise der Waaren, dieses aber zur Nothdurft der Menschen hergegeben zu seyn scheinet. Ich stelle tausend andere Betrachtungen von dieser Art an, die alle auf die Nachrichten der Reisenden gegründet sind, und die mir die Wohnung des menschlichen Geschlechts bekannt machen.

Aber die gröste Bemühung der Menschen ist das Kenntnüß seiner selber, und dieses sind wir grossentheils den Reisenden schuldig. Wir werden in einem Lande unter Bürgern erzogen, die alle einen gleichen Glauben, gleiche Sitten, und überhaupt gleiche Meinungen haben: Diese flechten sich nach und nach in unsre Sinnen ein, und werden zu einer falschen Ueberzeugung. Nichts ist fähiger, diese Vorurtheile zu zerstreuen, als die Kenntnüß vieler Völker, bey denen die Sitten, die Gesetze, die Meinungen verschieden sind, eine Verschiedenheit, die durch eine leichte Bemühung uns lehrt, dasjenige wegzuwerffen, worinnen die Menschen uneinig sind, und das für die Stimme der Natur zu halten, worinn alle Völker

ker mit einander übereinstimmen: So wild, so grob die Einwohner der in der friedlichen See zerstreuten Insuln sind, so weit der Grönländer von Brasilien oder vom Vorgebürge der guten Hoffnung abliegt, so allgemein sind doch die ersten Grundsätze des Rechts der Natur bey allen Völkern. Niemand beleidigen, einem jeden das seine lassen, in seinem Beruffe vollkommen seyn, sind der Weg zur Ehre bey den alten Römern, bey den Anwohnern der Strasse Davis, und bey den Hottentotten.

Eben diese Reisen decken uns eine unendliche Verschiedenheit in der Herrschaft des Verderbens auf, die sich über alle Einwohner der Welt ausgebreitet hat. Wir finden überhaupt die Einwohner südlicher Länder faul, geil, grausam und verrähterisch. Gegen den Pol nehmen diese Laster immer mehr ab, und die äussersten Theile gegen den Nordpol sind mit solchen Völkern vom Eiß Cap biß zur Wagersbay bewohnt, die fast ohne Leidenschafften, und eben deswegen ohne Obrigkeiten und ohne Krieg sind. In den wärmern Ländern herscht fast ohne Ausnahme eine Monarchische Herrschafft,

auch auf den kleinen Insuln der friedlichen See. Die freyen Staaten sind mit wenigen Ausnahmen an das einzige Europa gebunden, und scheinen also eine Erfindung der durch die Wissenschafften erleuchteten, und über die Fehler der Königlichen Regierung nachdenkenden Menschen zu seyn. Beyde äussersten Theile der alten Welt zeigen uns künstliche und gesittete Völker, auf einer Seite die Europäer, auf der andern China und Japan, fast unter dem gleichen Himmels-Strich, da hingegen die schönen Künste, und die innerliche ordentliche Eintheilung der Regierung von dem übrigen Erdboden verbannt zu seyn scheinet. Das Alter der Menschen ist überhaupt ziemlich gleich, doch länger in den etwas kältern Gegenden, und ohne Zweifel am allerkürtzesten in den heissen, wo die Menschen eher zu ihrem Wachsthum und zur Kraft zu zeugen, und vermuthlich also auch am ehesten zu den übrigen, und zur letzten Stuffe des Lebens gelangen.

In der Bildung der Menschen finden sich einige geringe Verschiedenheiten, wovon die gröste die Schwärtze ist, die in Africa hauptsächlich in den heissesten Ge-

Gegenden herschet, hingegen in America unter eben der Linie gar nicht, und in Asien viel geringer angetroffen wird. Die andere, eben so merkliche, ist die von den Weissen in dem innern Africa und in der Darienischen Meerenge befindlichen Menschen, deren Haut pferdweiß, und die Augen zu blöde sind, die Sonne zu vertragen. Alle diese Menschen kommen dennoch in ihren Hauptteigenschaften überein, und die letzte allereinfältigste Art hat doch ihre Sprache, ihre gesellige Lebens Art, und ist der Unterweisung fähig, und nimmt sich also von dem allerklügsten Orang Outang noch beträchtlich aus.

Doch wir haben bisher nur einige kleine Proben von den Gedancken gegeben, die die Reise-Beschreibung bey uns erweckt haben, und die ohne Ende häuffig und verschieden sind. Mit einem Worte, wir lernen durch sie die Welt kennen, und ersetzen einiger massen den Mangel eigner Reisen und eigner Erfahrung. Wir bereichern uns mit tausend nützlichen Wahrheiten, wir legen unsere Vorurtheile ab, und wir geniessen die Frucht der Lebens-Gefahren und der langwüh-

rigen

rigen Bemühungen anderer Männer, die in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten für uns gearbeitet haben. Der Arzt, der Kräuterkenner, der Mineralien-Liebhaber, der Naturkündiger, der Sittenlehrer, der Staatsgelehrte, der Patriot, der Gottesgelehrte, der Kauffmann, der Künstler lernen auf tausenderley Arten, sie erweitern ihre Begriffe, und kommen auf Spuren, auf die ihr eigner Verstand sie niemahls hätte führen können.

Sollen aber alle diese Vortheile würklich seyn, so muß man solche Nachrichten lesen, die von wahrhaften, und kündigen Männern herstammen, bey welchen das Vermögen, und der Wille die Wahrheit zu sagen sich vereinigen. In einem Thevet, einem Lucas, einem le Blanc, einem Pinto lernet man nicht die von Gott erschaffne Welt, sondern eine Fabel-Welt kennen, die nirgend als in dem Gehirne ihrer Verfasser eine Würcklichkeit hat.

Man sieht, wohin diese Betrachtung führt. Nicht alle Reisebeschreibungen sind nützlich, und viele können würcklich schaden. Gegen einen Kämpfer, einen Tour-

Tournefort, einen Rauwolf findet man hundert trockne Seefahrer oder abentheurliche Helden, die weder die Sprache noch die Gesetze, noch die Natur der Länder gekannt haben, wo sie gewesen sind, und deren Reisen dem Leser eben so wenig Nutzen schaffen, als ihnen selber. Diese Wahl ist nun eben so schwer nicht, und wir hoffen versprechen zu können, daß man sie in unsrer Sammlung finden werde. Wir setzen uns also vor, aus allen Sprachen und Zeiten, doch aber vornemlich aus den allerneusten Schriftstellern, die zuverläsigsten und reichsten an Erfahrung auszulesen, und dieselben in einer getreuen Uebersetzung dem Leser zu liefern. Alle Jahre wollen wir zwey Bände heraus geben, und der Stoff wird uns sehr späte mangeln, indem wir schon für mehrere Jahr Vorrath haben, als die Unbeständigkeit weltlicher Dinge uns hoffen läßt, daß unsre Ausgaben dauren werden, ohne zu gedencken, daß durch neue Reisen dieser Vorrath beständig anwächset. Der Uebersetzer wird eben derjenige geschickte Mann sein, dem man des Ansons Reise um die Welt zu dan-

ken

ken hat, und man wird für die Sauberkeit des Drucks und der Kupfer alle Sorge tragen.

Man wird hierbey allemahl des Verfassers Ordnung und Worte beybehalten. Ich gestehe, daß es mich dünckt, deß Salmons und andrer Weise aus verschiedenen Reisebeschreibungen eine zusammenhängende Geschichte zusammen zu tragen, seye nicht so nützlich, nicht so angenehm, als wenn man bey der Urkund bleibt. Diese hat mehr Glauben, der Leser lernt aus dem gantzen urtheilen, ob die Verfasser sein Zutrauen verdienen, sie ist auch angenehmer, weil sie die Natur abmahlt. Wir haben bey der algemeinen Reise-Geschichte überall alles trockner, und manchmahl eine Menge von Wiedersprüchen verschiedener Reise-Beschreiber bemerckt, aus welchen sich der Leser auf keine Weise helfen kan. Man hat diese Fehler durch die schlechten Quellen vermehrt, woraus man geschöpft hat. Die Natur-Geschichte ist zumahl mehrentheils unzureichend, und mit unähnlichen zusammen gestoppelten Kupfern mehr verstellt alsbereichert worden. Wieder diese Fehler wollen wir

uns

uns sicher genug stellen. Kein schlechter, kein mittelmäßiger, kein unzuverlässiger Schriftsteller soll in unserer Sammlung Raum finden.

Diejenigen, die nach deß Hrn. Ellis Reise unmittelbar folgen, werden die Hrn. de la Condamine und Barrere seyn, wovon jener Peru und den Amazonen Fluß, dieser Guiana beschrieben hat. Die erstere Nachricht werden wir mit des Hrn. Bouguer in die Memoires de l'Academie des Sciences eingerückter Abhandlung vermehren. In andern Theilen werden wir aus den Philosophschen transactions die einverleibten nützlichsten Reisen, und andre aus denjenigen auslesen, die eigene Bücher ausmachen.

VI.

Vorrede

zu den

Werlhofischen

Gedichten.

VI.

Vorrede
zu den
Werlhofischen Gedichten.

ICh habe die Ehre, seit neun Jahren, als ein Mitglied, bey der hiesigen Königlichen deutschen Gesellschafft, in einer gleichen Verbindung mit dem würdigen Dichter zu stehen, dessen Poesien ich ansagen soll. Das Vertrauen, welches derselbe, und mit ihm die Gesellschafft, gegen mich bezeugt hat, ist für mich so schmeichelhafft, daß mich leicht ein kleiner Stoltz berücken könte, wann ich nicht diese Wahl mehr der Freundschafft, als dem genäuern Geschmacke, zuschreiben müste. Doch diese Freundschafft selber hat so viel vortheilhafftes, daß es mir eben so rühmlich

vorkömmt, als ein Freund deß liebenswürdigen Werlhofs diese Verrichtung übernehmen zu dürfen, als es mir immer rühmlich seyn könte, wann sie mir wegen einer bekanten Geschicklichkeit anvertraut würde. Die Freundschafft rechtschaffener Männer ist ein Vorurtheil für unser Hertz: und wie weit ziehe ich die Vorzüge deß Hertzens den Vorzügen deß Verstandes vor?

Es hätte zwar der gepriesene Verfasser in eben-dieser Gesellschafft noch mehrere Freunde gefunden, die zu der Ehre, die mir wiederfährt, fast ein näheres Recht haben. Der berühmte Präsident derselben, Herr Professor Gessner, hat, so wohl in Ansehung seiner Freundschafft mit meinen Freünde, als nach dem Recht seiner grossen Kenntnuß in den schönen Wissenschafften, einen gegründeten Anspruch auf das Vergnügen gehabt, der Welt ein so angenehmes Geschenck anzubieten.

Da es indessen mein Glück gewesen ist, sowohl mit deß Hr. Verfassers, als mit Hr. Professor Gessners und der Gesellschafft Beyfall, diese gewünschte Arbeit zu übernemmen, so überlasse ich mich ohne

ohne ferneres Bedencken dem wahren Vergnügen, von eines hochachtungwürdigen Freundes ruhmwürdigen Schrifften den Leser zu unterhalten.

Sie sind solche Früchte, an deren Güte die Krafft des fruchtbaren Geistes, aus dem sie entsprossen sind, einen grösseren Antheil hat, als eine mühsame Antreibung des Fleisses.

Hr. Werlhof ist nicht ein blosser Dichter. So groß dieser Nahmen scheinet, wann man einen Virgil, einen Homer nennet, die nichts als Dichter gewesen sind, so ist er, fast wie gewisse Mahlereyen, nur in einer ziemlichen Entfernung groß. Ein Dichter, der nichts als ein Dichter ist, kan für die entferneteſten Zeiten und Völker ein glänzendes Licht seyn. Aber für seine eigenen Zeiten, und für seine Mitbürger, ist er ein entbehrliches und unwirckſames Mitglied der Gesellschafft. Seine Gaben erwecken Verwunderung, aber sie haben keinen Antheil an seiner Bürger Wohlseyn: er kann für einige Stunden einen Leser vergnügen, aber er vermehret niemanden sein Glücke, und vermindert auch niemand seine Sorgen und seine Schmertzen.

Weit grösser sind die Vorzüge eines gelehrten, geübten, und folglich glücklichen Arztes. Seine Gaben sind ein Werckzeug, durch welches die Vorsehung ihre Güte ausbreitet. Erschrockene Ehegatten, zitternde Kinder, tief gerührte Aeltern hoffen, und erhalten öffters von ihm das erwünschte Leben eines unschätzbahren Ehmanns, einer zärtlich geliebten Frau, eines unentbehrlichen Vaters, eines hoffnungs vollen Kindes: die Sehnsucht beschleunigt seine Wege, die Hoffnung begleitet ihn, und der Segen derer, die er gerettet hat, folgt ihm nach, wenn er zurück geht. Ein Dichter vergnügt eine Viertelstunde, ein Arzt verbessert der Zustand eines gantzen Lebens.

Ich nehme villeicht mein Amt schlecht in acht, wenn ich die Vorzüge der Dichtkunst erniedrige, die ich bey den Schrifften eines beliebten Dichters erheben solte. Aber mein Freund verachtet die falsche Beredsamkeit, die dem heiligen deß Tages heuchelt, und ihm denjenigen weit nachsezt, den sie Morgen eben so weit über ihn erhebet.

Unsers Herren Leibarztes beliebte Poesien zeugen von seinen grossen Gaben

und

und mahlen sein menschenliebendes Hertz ab. Aber als ein Arzt wendet er dieses Hertz, und diese Gaben, unmittelbar zu dem wahren und wesentlichen Wohlseyn seiner Mitburger und der höchsten Häupter der Welt an. Er dichtet also nur in den kleinen zwischenräumen, in welchen der Arzt nicht wircken kan. Reisen, schlaflose Nächte, Kranckheiten selber, sind die einzige Zeit, die er auf die Dichtkunst wenden kann, und so sehr wir diese in ihm lieben, so wenig läßt uns die Menschenliebe zu, seine Zeit der mitleidigsten aller Künste, der Artzney-Wissenschafft, zu misgönnen. Wir verziehen dieser lezteren um desto eher ihren Vorzug, weil sie zwar den Hr. Werlhof gehindert, mehrere Früchte seiner Dichtkunst an den Tag zulegen, aber an derselben völligen Reife keine Abnahme verursachet hat. Die Reinigkeit der Sprache, die Flüssigkeit deß Sylbenmaasses und der Wortfügung, die richtige Wahl der Reime, könten nicht vollkommner seyn, wann dem Hrn. Werlhof schon keine andere Bemühung von der Vorsehung aufgetragen wäre, als die Dichtkunst.

Es giebt Reime, die die Obersachsen eingeführt haben, und worin weder die Buchstaben volkommen ähnlich sind, noch der Laut bey den andern Deutschen übereinstimmig ist. Alle Dichter haben sie, als eine nöthige Ausdehnung der Freyheiten der ohne dem so enge eingeschränckten deutschen Poesie, freymüthig angenommen, und ohne Scheu gebraucht. Hr. Werlhof ist fast der einzige Dichter, der auch diese Nachsicht verschmäht, und mit der beständigsten Richtigkeit die vollkommene Uebereinstimmuug deß Lautes in seinen Reimen beobachtet hat.

Eben so sorgfältig und so zärtlich auch ist Hr. Werlhof in allen andern Schönheiten deß Reims gewesen, die den Abschnitt, den Wohlklang, die Wortfügung, die Richtigkeit der Sprache, und die Wahl der Wörter betreffen.

Alle diese Vorzüge würden in unsern Augen nicht mehr als mittelmäßig seyn, wann sie die einzigen wären. Die Absicht deß Dichters ist zu gefallen, und zu rühren, und die äusserliche Richtigkeit hat bey dem Verstande ihren Werth, aber keine Macht auf das Hertz deß Lesers. Es sind zu allen Zeiten Dichter gewesen,

wesen, die sich mit diesen äussern Schönheit vergnügt haben, und alle diese Dichter haben ihres Zwecks verfehlt. Aber bey unserm Verfasser sind sie, wie sie in der That seyn sollen, nur zierliche Kleider der wahren Schönheit. Wahre und gründliche Gedancken, wohl ausgefundene Aehnlichkeiten verschiedener Begriffe, scharff unterschiedene unähnlichkeiten ähnlicher Ideen, kurze und dennoch das Wesen der Dinge abmahlende Beywörter, wohlständige Vorstellungen würcklicher zärtlicher Leidenschafften, alles dieses sind Schönheiten, die auch ohne die Zierde deß Schalles und der Sprache gefallen, aber die sich der Vollkommenheit nähern, wenn dieser äussere Schmuck sie begleitet. Ich finde diese Vereinigung beyder Vorzüge nicht nur deßwegen schön, weil Wohlklang, Reinigkeit und Richtigkeit Eigenschafften guter Gedichte sind, sondern auch deßwegen, weil es sehr schwer, und folglich sehr ungemein ist, wenn ein Dichter sie mit der Stärcke der Gedancken, und dem Feuer deß Ausdruckes verbindet.

Unter diesen wenigen Dichtern, die keine Art von Schönheit verabsäumet ha-

ben, wird ein jeder Kenner unsern Hrn. Verfasser zählen, und ich sehe seine Gedichte als eine der seltenen Schönheiten an, bey welchen nicht nur einige Gesichtszüge schön sind, sondern alles, was eine Schönheit ausmacht, in einer regelmäßigen Übereinstimmung zusammen eintrifft.

Und dennoch ist noch ein Vorzug, den ich über alle diejenigen schätze, die ich noch benennet habe. Dieser ist die herrschende Tugend, und die ungeschminckte Gottesfurcht, die alle Gedancken deß Verfassers belebet.

Wann die grösten Gaben Werckzeuge deß Unglaubens, der Ueppigkeit, oder der zügellosen Satire sind; so sind mir diese Vorzüge eben so verhasst, als die Stärcke in einem Tieger, oder die Macht in einem unbilligen Fürsten.

Wenn aber ein grosser und erhabner Geist seine Gaben dem Glauben, der Wahrheit, und der Tugend zu Füssen legt, wann ein Newton die Offenbarung aus der Natur vertheidigt, ein Fenelon die Tugend mit dem Reize der Beredsamkeit angenehm macht, und ein Racine die Religion mit den herrlichsten Farben der

Poe-

Poesie ausschmücket, so entsteht bey mir ein reines Vergnügen, das mit demjenigen eine Aehnlichkeit hat, welches wir vermuthlich empfinden würden, wann wir in die Bekanntschafft eines seeligen Geistes von einer höheren Ordnung kämen.

Deß Hrn. Werlhofs Gedichte sind zum Theil scherzhaft: Sein Feuer und die leutselige Munterkeit seines Wizes hat auf verschiedene Glücksfälle seiner Freunde Blumen gestreut. Aber nicht eine Zeile ist in dieser Samlung zu finden, nicht eine Zeile ist, wie ich zuverlässig zu versichern mich getraue, jemahls aus seiner Feder gekommen, die den Probstein der schärfsten Sittenlehre zu scheuen habe.

Ich enthalte mich mit Willen, von den Gedichten ins besondere dem Leser einen Vorgeschmack zu geben, da ich mich versichere, er werde aus eigener Einsicht, eben das Urtheil fällen, worin ich ihm vorgegriffen haben würde. Sie sind von dem Hrn. Werlhof selber in einige Classen abgetheilt worden, worunter man geistliche, moralische, scherzhaffte, glückwünschende, Lobgedichte, Traurgesänge,

und

und endlich einige Denckmahle treuer Liebe finden wird. Wenige darunter sind hier und da zerstreuet, einzeln, oder in Sammlungen herausgekommen, die meisten aber noch niemand als ihm, und einigen Freunden bekannt worden.

Einige Mitglieder der hiesigen königlichen deutschen Gesellschafft haben sich um die Liebhaber echter Schönheiten darinn verdient gemacht, daß sie die Gedichte deß Hrn. Verfassers in Hannover ausgeforscht, und zusammen gesucht, und seine Leutseligkeit hat den vermerckten Vorsatz der Gesellschafft in Erfüllung gebracht, in dem er dieselbe mit richtigen und zuverlässigen Abschrifften derjenigen Stücke versehen hat, die hier herausgekommen sind. Ich sehe also meinen unlängst, bey der Ausgabe meiner eigenen Gedichte, ausgedruckten Wunsch völlig erfüllet, den ich vor noch so kurtzer Zeit fast ohne Hoffnung hinschrieb', und ich habe mehr als meinen Wunsch erhalten, indem der Hr. Verfasser mir erlaubt hat, meinen Namen mit dem Seinigen auf eine mir so vortheilhafte Weise zu vereinigen.

Göttingen den 26 Mart. 1749.

VII.

Vorrede

die der

Herr von Haller, unter dem Name des Buchhändlers, der ersten französischen Ausgabe seiner

Gedichte

beygefüget hat,

Die

Zu Göttingen A. 1750. herausgekommen ist.

Aus dem Französischen übersetzt.

VII.

Vorrede,
die der
Herr von Haller, unter dem Nahmen des Buchhändlers, der ersten frantzösischen Ausgabe
Seiner Gedichte
beygefüget hat.
Aus dem Frantzösischen übersetzt
1750.

Ich schreibe hier eine Vorrede von einem gantz besondern Geschmack. Der Zwek davon ist alles mögliche Böse von dem Buche zu sprechen, das sie ansagt. Dieses ist eine subtile Betrügerey, wird man mir antworten: nichts als eine blosse List, um einer ernsthaften Critic vorzukommen, und dem satirischen Leser zum voraus die Waffen aus den händen zu drehen, die er wie-

wieder mich gebrauchen könte. Es ist nicht ganz und gar, aber dennoch bey nahe so. Der Verfasser der Gedichte, davon man hier die Uebersetzung sieht, glaubt sein Geschmack in der Dichtkunst seye besser, als seine Gaben. Das kan seyn; es ist viel leichter, die Schönheiten eines Virgils zu empfinden, und die Fehler eines Voltaire zu beurtheilen, als eine Aeneis oder einen Catilina zu schreiben.

Der Herr Haller hat nicht geglaubt, daß er sich auf das Urtheil seiner Freunde verlassen könne, das beständig verdächtig ist, weil ein jeder Freund weiß, daß ein Schriftsteller ihm eher hundert übermässige Lobsprüche, als ein einziges Urtheil, das ihn schlägt, zu gut hält. Der Ausspruch seiner ehemaligen und gegenwärtigen Mitbürger hat ihn nicht von seiner Meinung zuruck geführt. Man hat ja, sagte er, in Deutschland einen Ablaß für alle mittelmässige Poeten, den man aber in Franckreich nicht hat. Ein Trauerspiel, das in Leipzig wohl wäre aufgenommen worden, würde in Paris zu Schanden gepfiffen werden, wann die Uebersetzung auch am vollkommensten mit der Urkunde übereinkäme.

Ein

Ein ehrlicher Man, sezte er hinzu, kan ziemlich gleichgültig über Lobsprüche seyn, er kan sie auch nicht mit Eifer wünschen. Beides die Religion und die Vernunft sagen ihm, er verdiene sie sehr wenig, seine Bestimmung werde nicht durch seine Gaben in der Poesie erfüllt.

Aber es ist wohl schwer, ohne Schmerzen eine Critic auszustehen, die man nicht verdienet hat. Sie erniedriget uns sogar in den Augen unserer Mitbürger und unserer Freunde, sie giebt unseren Neidern Waffen gegen uns in die Hände; sie entdecket an uns Fehler, die man vielleicht nicht beobachtet hätte, wann ein unbesonnener Verfasser sich nicht einem alzu hellen Licht bloß gesetzet hätte, das viel zu durchdringend ist, wann es auf schwache Stellen fällt.

Man hat wohl dem Herrn von Haller das Beyspiel eines Pope, eines Miltons anführen wollen, aber er hat diese Vergleichung sehr weit von sich geworfen. Man kan, sagte er nach dem Horaz, auf dem Clavecin spielen, ohne ein Händel zu seyn; man kan singen, ohne dem Farinelli gleich zu kommen. Pope hat in seinen Gaben, auch so gar in seinem Grundrisse, Schönheiten, die ohne

Rücksicht auf die Harmonie, in welcher er alle Engliche Dichter übertroffen hat, Schönheitten die für alle Zeiten und für alle Völker sind; seine Satyre ist scharf, sinnreich, wohl getroffen und beissend: In seiner Philosophie selbst herrscht das neue, das reizende. Dieses ist Gold, und wann man ihm auch schon durch einen neuen Guß seine vorige Gestalt nimmt, so bleibt es doch ein kostbares Metall. O ihr Scribenten! die ihr nur mit Pinchbek handelt, bleibet bey euer vorigen Gestalt, der Tiegel wäre euer Grab.

Ich mag es leiden, sagt der Herr von Haller, ich habe in wenigen Sylben hin und wieder einige Wahrheiten gesagt, die die Deutschen vor mir nicht in Reimen gebracht haben: andere Nationen aber können sie vorgetragen haben, unendlich viel besser vorgetragen haben. Die Uebersetzung wird die Vorzüge der Kürze nicht mehr besitzen, die man mit dem Titel der Stärke beehret. Was wird mir dann bleiben, wann ich das Wesentliche und die Form zugleich verliere?

Mein Beruf hat mich niemahls zur Poesie geführt, und derjenige, den ich habe, hat mich zu allen Zeiten allzusehr beschäf-

beschäftiget, als das ich etwas ausarbeiten sollte, was ausser der Sphere meiner Pflichten ist. Daher habe ich mir den Geist nicht genugsam mit lesung der Dichter und sinnreichern Schriften ausgezieret: Ich habe auch nicht die Zeit gehabt, die kleinen Werke zu vollenden, die mir meine Gefälligkeit abgezwungen, oder die die Bewegung meines Gemüthes mir eingegeben hat. Man sieht wohl aus den Jahrzahlen, die bey meinen Gedichten stehen, daß ich der Poesie nur in meinem zwanzigsten Jahre, oder wenige Jahre nachher, obgelegen bin. Man kan in diesem Alter eine aufgewekte Einbildungs-Kraft haben. Aber es ist nicht wohl möglich, in einer solchen Jugend einen genugsam ausgezierten Geist, und eine zulänglich starke Beurtheilungs Kraft zu besitzen, für die Fehler ausweichen zu können, und etwas neues und wohl überlegtes zu sagen.

Aber ihr habt vor dem Pope *) gesagt, die Menschen seyen ein Mittelding zwischen den Engeln und dem Vieh? Ennius hat viele Dinge nicht nur vor dem

*) In dem Gedicht über Vernunft, Aberglauben und Unglauben.

Virgil gesagt, sondern Virgil hat sie sogar in die Aeneis versezet: War Ennius deßwegen ein guter Poet?

Ein Kunstrichter, dessen Geschmak sicher und schwer zu befriedigen ist, hat die Urkunde und die Uebersezung gut geheissen, ist dieses nicht ein Vorurtheil zu euren Gunsten? Ein vortreffliches, wann nicht Herr Bodmer mein Freund und mein Landsmann wäre. Die Franzosen beschützen den Descartes biß in die lezte Verschanzung seiner zerstörten Hypothese: Würden sie die Wirbel vertheidigen, wann sie nicht in Frankreich wären ausgedacht worden?

Aber warum gebt ihr dann zu, daß man eine Uebersezung druke, davon ihr den schlechten Ausgang vorhersehet? Soll man sich da bloß geben, wo man weiß, daß man den kürzern ziehen wird?

Man könnte etwas auf diese Frage antworten, aber der Herr von Haller will nicht, daß ich für ihn antworte. Er hat ohne Zweifel seine Gründe dazu. Alles was er mi erlaubt zu sagen, ist, daß die Ehrerbietung und die natürliche Achtung, die er für würdige Freunde hat, ihn bewegen, von seiner eigenen Meynung abzu-

abzugehen. Villeicht hat er gefürchtet, man möchte zu viel Hochmuth in seiner Bescheidenheit finden. *)

Der junge Edelmann der sich hat gefallen lassen sein Uebersezer **) zu wer-

*) Ein fehler, den Voltaire dem grossen Theatralischen Dichter Congreve nachdrüklich vorwirft. Er vergieng darinn sich sehr, sagt Voltaire, daß er von seinem ersten Beruf zu wenig hielt, der ihm doch seinen Ruhm und sein Glück zugebracht hatte. Er sprach mir von seinen Werken, wie von Kleinigkeiten, die weit unter ihm wären, und bat mich gleich bey meinem ersten Besuche, ich möchte nur mit ihm, als mit einem Mann, der ganz einfach lebte, umgehen. Ich antwortete darauf, wann er unglüklich genug wäre, ein Mann wie ein anderer Mann zu sein, so würde ich ihn gewiß nicht besucht haben. U. s. f. V. Lettres sur les Anglois. p. 169.

**) Herr Gottsched hat die Sache anders eingesehen. Ein Deutscher untersteht sich sehr leicht, sich selbst in einem Journal zu rühmen, warum sollte er nicht einem andern zumuthen dürfen, daß er sich Uebersezer seiner eigenen Werken dinge? Dieses leztere ist ein Vorwurf, den der Leipziger Sprachlehrer sich unterstanden hat dem Herrn von Haller (im neusten auß der anmuthigen Gelehrsamkeit) zu machen. Der erstere hat sich darüber in den Göttingischen gelehrten Zeittungen vom 15. Merz 1753. mit folgenden Worten vertheidigt: Auch unserm Herrn Haller, dem alten Vorwurf seines Unglimpfs, wirft Herr Gottsched eine Thorheit vor, die nicht den anschein der Wahrheit hat. Derselbe hat den Herrn Bernhard Tscharner, den Uebersezer seiner Gedichte, einen mit den grösten Vorzügen des Glüks vor allen Versuchungen zu einer erkäuflichen

den, und der auch neulich eine Uebersezung deß deutschen Miltons zu Stande gebracht hat, verdienet ohne anders diese Achtung. Es ist wahr, er ist kein Franzose, und es war auch schwer, allenthalben Wörter zufinden, die die Gedancken deß Herrn von Haller ausdrücken möchten. Man hat ja schon geklagt, sie seyen selbst in der Urkunde viel zu tiefsinnig, und all zu Mystisch, eine andere Sprache wird sie nicht aufheitern. Aber es ist so seltsam, daß Leute vom Stande sich einer Arbeit ergeben, es ist so wohl angenommen, daß sie ihr sinnliches Vergnügen für ihre einzige Pflicht ansehen, daß es scheint, man seye ihnen gar viel mehr verbunden für alles, was sie ernsthaftes vornehmen, als denen, deren Gaben unr durch die Ar-

---

Feder gesicherten Edelman, nie gesehen noch gesprochen. Die Uebersezung ist weder in Göttingen geschrieben, noch von unserm Lehrer veranstaltet worden, und dergleichen elende Wege sich auszuhelfen, sollte man niemanden zuschreiben, von dem man nicht die völlige Gewißheit hätte, daß er dieselben mehr gegangen wäre. Unser Herr von Haller hat bloß verlangt, daß die Uebersezung unter seinen Augen gedruckt würde, um etwan seinen Sinn, wo er nicht getroffen wäre, besser ausdrüken zu können.

Armuth oder die Nothwendigkeit sich zu erheben, erweckt werden.

So viel hieß mich der Herr von Haller sagen, er hat einzig unter diesem Beding beystimmen wollen, daß ich die Uebersezung seiner Gedichten druckte, ꝛc. ꝛc.

VIII.

von den

Vortheilen

der

Semuth.

1732.

VIII.

Von den Vortheilen der Demuth.

Demuth ist die Erkenntniß seines eigenen Unwerthes, Beschreidenheit ist die Demuth in unseren Thaten ausgedrüket. So selten als die Demuth ist, so sehr haben die Menschen ihre aüsserliche Stellungen nachzuahmen sich bemühet; sie haben darüber Regeln gegeben, und das wesentliche der Höflichkeit ist die Verbergung unsers Stolzes. Dann nichts ist dem Hochmuth empfindlicher, als eben derselbe in anderen Personen. Eines anderen Bemühung uns übertreffend zu scheinen, greiffet was uns am liebsten ist, aufs

leb-

lebhafteste an, und wir meinen eben so viel an unserem Ich verlohren zu haben, als ein anderer dem seinen beylegen will.

Der grobe Stolz ist allzu verächtlich. Niemand sagt mehr, wie ehemahls wohl gewöhnlich war: Ich bin der Mann. Der Alten Hochmuth war einfältig, der Unsre ist feiner worden, und dennoch ist er allen andern unerträglich, als dem, der ihn zeiget.

Wer sieht nicht den Rutilius, wer ist nicht lieber allein, als mit ihm in guter Gesellschaft? Nicht daß eben grosse Laster ihn verächtlich machen! Er besitzet Witz und Fähigkeit, und würde Ruhm erlangen, wann er denselben von anderen erwarten möchte. Aber er gefällt sich selber so wohl, daß man über keinen Vorwurf reden kan, wo er sich nicht zum Text deß Gesprächs mache. Jenes hätte er anders angefangen. Hier ist ihm ein gleiches begegnet. Er hat es vorgesagt, aber man hat ihm nicht glauben wollen. Damahls ist er aufgeräumet gewesen, und hat jenen allso abgefertiget. In diesem Buche sind gute Sachen, aber wann er sich bemühen möchte, es wäre viel zu sagen. In die Meßkunst hat

er

er sich nicht einlassen mögen, auch sind es nur unfruchtbare Grillen. Mann sagt von Beraldo, er habe Verstand, aber Rutilius kennet seine Stärcke. Mit einem Wort durchgehet alles was man wissen kan, Rutilius wird euch immer besser belehren, oder seine Unwissenheit selber wird Klugheit seyn. Rutilius irrt, sein Hochmuth führet ihn unrecht. Er meint der Ehre nachzueilen, und entfernet sich davon.

Modestino spiegelt sich an ihm, und empfindet wohl, wie lächerlich es seye, gutes von sich selber zu sagen. Ich, sagt er, bekenne, das ich mich auf dieses nicht verstehe; In jener Begebenheit hätte ich mich anders auffühven sollen: Mein Gedächtniß ist das schlimste von der Welt! Meine Gedanken sind nie bey einander. Mein Geist ist zum grossen unbrauchbar. Er durchgeht alle seine kleine Schwachheiten, und bekennet sie auch gegen Unbekannte. Dich betriegst du Modestino, uns wirst du nicht betriegen. Wir wissen alle schon lang, das ausschweiffen Witz, ein schlecht Gedächtnüß Verstand, und geringe Fehler die Abwesenheit von grossern bedeutten.

Die Verachtung seiner selbst ist öfters eine verborgene Ruhmredigkeit, die in ihrer Entfernung vom Hochmuth die Ehre suchet, weil der Hochmuth selber sie dazu nicht führen kan.

Wie aber? Soll man sich selber niemahls nennen, und seinen Verdienst vor andern verb ergen? Unter denen Gliedern der Gesellschaft du Port Royal war das Wort Ich völlig verbannet. Sie sagten nicht, ich habe zu Mittag gespeiset, sondern man hat die Mittag-Mahlzeit zu sich genommen. Diese Zärtlichkeit ist allzu gekünstelt, die Natur hat uns zu Personen gemacht. Man begehrt nichts mehr, als das wir nicht so oft an uns selber gedenken, daß wir anderer darüber vergessen.

Vergebens umschränkt man die Worte, wann das Herz ungebessert bleibet. Ein jeder betrachtet sich auf seiner schönen Seitte, und würde sich unseelig schäzen, wann nicht etwas wäre, wodurch er sich über alle Menschen erheben könnte. Jener Gelehrte, der zwanzig tausend verschiedene Arten zu lesen über einen unnüzen Dichter gesammlet hat, würde mit keinem Pelopidas Verdienste tauschen, der

sein

sein Vatterland befreyet hat. Ein Tänzer betrachtet sich in den Füssen, ein Frauenzimmer im Angesichte, und Agenes im Hute. Niemand ist so verachtet, daß er nicht in etwas sich selber gefalle. Kan Minuto nichts anders als reiten, er wird sich heimlich überzeugen, eine Schulrechte Stellung auf einem Pferde, sey eine genugsame Anwendung einer vernünftigen Seele.

So lang der Hochmuth in unseren Herzen herrschet, werden auß dieser Quelle immer unanständige Bezeugungen entspringen, und was der Mund verbeissen gelernt hat, wird aus dem Auge, aus der Stellung, aus jeder Mine hervordringen? Der wahre Weg zur Bescheidenheit ist also die Demuth. Alle andere Regeln lehren uns nur diese Tugend, wie du Frene einen Achilles vorstellen. So edel und natürlich er spielet, so sieht man doch, daß er spielet, und kein Achilles ist.

Demnach sollte der Hochmuth selber eben so wohl zur Bescheidenheit führen, als seine Feindin die Demuth. Dann es ist gewiß, man verlieret von seinem Verdienste so viel, als man unanständi-

ger

ger Weise zeiget: Und von allem Reden, worein man seine Trefflichkeit künstlich einflicht, wird nichts haften, als die Erinnerung der Unbescheidenheit.

Ueberlege doch ein jeder, wie verhaßt an andern ihm seye, was er sich selber zuläßt. Messe er von sich selber ab, wie ruhmredige Bezeugungen aufgenommen werden, und wie schädlich es dem Hochmuth seye sich zu zeigen. Will er näher zur Tugend tretten, so betrachte er sich nicht auf seiner glänzenden Seite allein, sonder oft an derjenigen, die er sich selbst verbergen möchte. Niemand kan sich selbst beliegen, wann er nur sich untersuchen will. Denke Horatio: Er seye zwar edel, reich, er habe Witz, und wenig Bürger seyen nicht unter ihm. Aber er seye nicht gelehrt, noch arbeitsam, und sein innerstes möge keine Untersuchung vertragen. Kein Seneca wird ihn demüthiger machen, als sein Anblik. Ein jeder sehe, worüber er sich groß dünket, und schäme sich. Wie selten ist einer in der geringsten Gabe ungemein, und wie oft findet er die Leute verächtlich, die in eben derselben Gabe ihm vorgehen. Canoro meinet sich viel

mit

mit seiner Music. Tausend Operisten übertreffen ihn darin, seinem eigenen Geständnisse nach, und wie hoch schäzt er einen Operisten?

In der Gelehrtheit und der Wissenschaften, die eher gemacht sind uns zu demühtigen, als uns aufzublasen, betrachte man, wie alle Stüke unsers Wissens so fehlhaft und so unvollkommen sind, und wie wenig man von demjenigen wisse, was wir Menschen wissen können. Wie stammlet und zweifelt nicht ein Newton, und wie lange bist du noch kein Newton, der so wenig ist.

Höhere Wahrheiten gehören nicht auf eine Schaubühne, wo das Lächerliche der vornemste Actor ist. Wäre diese Betrachtung nicht, wie elend würde ich mir nicht in den Augen der Engel einen Menschen vorstellen, der in der Gegenwart Gottes etwas zu sein sich einbildet.

IX.

Von den

Sachsheilen

des

Wizes.

1734.

XI

IX.

Von den
Nachtheilen
des Witzes a)

DEnschen sind in vielem Kinder, am meisten aber darinn, daß sie sich nach Gütern sehnen, in deren Besitze keine Glückseligkeit, in deren Verlangen aber ein gewisses Unvergnügen ihnen bevorstehet. Der Seele, dem Leibe, denen äusserlichen Umständen, haben sie gewisse Vollkommenheiten angedichtet, mit deren Erhaltung sie ihre Seligkeit verknüpfen. Witz, Schönheit, Reichthum, Ansehen, sind die Gaben des Schicksales, worüber beyde Geschlechter den Himmel

am

---

a) Aus dem zu Bern alle Freytäge herausgekommenen Wochen Blatte, 1734. n. 13.

am meisten rühmen oder schelten: in allem diesem aber ist so wenig Ursache zum Verlangen, daß nach einer tieffern Einsicht, man sie vom Himmel verbitten würde. In diesem Blatte werden wir den Wiz allein betrachten, dessen Vorrechte am lebhafftesten und beständigsten in die Augen strahlen.

Der Wiz ist entweder innerlich, und heisset Scharfsinnigkeit, oder äusserlich unter dem eigentlichen Nahmen des Wizes. Jener ist ein scharfes Gefühl der Stafeln der Schönheit, dieser ist eine Fähigkeit solches Gefühl auszudrücken; beyder Gaben Vortheil ist leicht abzusehen. Ein scharfsinniger Verstand geniesset tausend reine Wollüste, die den gemeinen Geistern verborgen sind. Die wohlausgearbeiteten Gedancken eines guten Dichters, die vernünftige Bündigkeit eines gründlichen Weltweisen, die reizende Anmuth feuriger Einfälle, sind für ihn eine beständige Quelle verschiedenen Vergnügens. Wie entzückte nicht *Scaligern* jene Ode deß Horatius a). Wie angenehm bewegt nicht einen guten Geschmak

a) Quem tu semel Melpomene &c.

schmack die Abbildung der unschuldigen Liebe unserer Alt-Vätter in *Miltons* verlohrnem Paradiese, oder das lebhafte Gemählde eines innig gerührten Herzens, in Canizens Doris! Kein irrdisches Vergnügen kömmt demjenigen bey, das aus dem vertrauten Umgang vernünftiger Freunde flieſſet. Der Wiz, das angenehmste Vorrecht der Seele, macht uns zu einer beweglichen Schaubühne der Lustbahrkeiten; Scherz und Aufgeräumtheit folgt lebhaften Geistern nach, Verwunderung begleitet sie, und Begierde meldet sie an. Wie manchmahl hat nicht das Glück eines Lebens von einem einigen wizigen Einfalle seinen Anfang genommen? Der Wiz hat in Baurenhütten, für Könige Freunde gefunden, und der Nachwelt mehr Nahmen übergeben, als Macht und Siege: Die berühmtesten Helden sind, was ihre Dichter sie gelten gemacht haben, und ohne den *Homer* wurde des *Achilles* Nahmen entweder nichts oder wenig seyn.

Die schmeichlende Hofnung so empfindlicher Vortheile bewegt uns, dem Himmel für unsere Kinder Wiz abzuflehen, und ihre Bosheit selbst für genehm

zu halten, wann sie dieses Fürwort hat.

Ungeachtet aber aller dieser Vortheile habe ich den Wiz immer für ein gefährliches Geschenck des Himmels gehalten, das einem Brande gleich in die Ferne leuchtet, und in der Nähe brennet. Die Scharfsinnigkeit und ein zärtlicher Geschmack würden ein Vorrecht zur Glückseligkeit seyn, wann die Vollkommenheit den mehreren Theil menschlicher Sachen ausmachte, und wann in der beständigen Vermischung des guten mit dem Bösen, das Vergnügen vom guten den aus dem Bösen entstehenden Verdruß endlich noch überwöge. So aber sind der Menschen Thaten eher ein Vorwurff der Verachtung und des Hasses, als der Bewunderung. Gegen einen guten Dichter sind tausend matte Reimer; ein sinnreicher Freund verlieret sich in dem Gedränge abgeschmakter Zeit-Verderber; Denen selber, denen den Wiz ihren Zunahmen giebet, wird ein gründliches Urtheil tausend Schwächen finden, und die lebhaftesten Einfälle verlieren an der Richtigkeit des Verstandes sehr oft, was sie durchs Feur gewinnen. Seze man einen Kenner der Music, der

sein

sein zärtliches Gehör in unaufhörlichen Verstimmungen muß martern lassen, mann wird einiger massen einen Begriff haben, was ein scharfer Geschmak in den Umständen des menschlichen Lebens leidet. Wie unglükselig wird nicht der scharfsinnige von Einsicht durch die Strengichkeit seines Verstandes? Unter seiner Gesellschaft findet er niemand, der würdig seye sein Freund zu seyn, unter den Büchern keines, das seine Zeit bezahle, in seinem Leben selten etwas, worüber er vergnügt seye. Selbst an seiner Schönen sieht er die wenigen Fehler, und vergißt der mehreren Zierden.

Aber um desto weniger ist dieses lebhafte Gefühl zu wünschen, weil bey den Menschen das geringste Mißvergnügen, die grösten Lustbarkeiten verbittert, und hingegen die lebhaftesten Belustigungen gegen den mittelmässigen Verdruß kraftlos sind. So verkehret sind wir, daß an einem künstlichen Gemählde, eine einige falsche Abmessung, in einem Bilde ein fehlhafter Zug, in einem Gedichte wenig matte Stellen, über alles darinn befindliche gute hervor strahlen. Eine

Zeit ist gewesen, daß *Ronsard*, *Theophile*, Menantes, Postel, Dichter waren, man fand bey ihnen lebhafte Gedanken und glänzende Stellen. Alle diese Zierde ist verschwunden, und das gute von dem schwachen allso verschlungen worden, daß niemand mehr in eben denjenigen Dichtern Schönheiten suchet, wo ganze Völker dieselben gefunden haben.

Was ist die gröste Ursache der mangelnden Freundschaft? Die Bemerkung der Fehler in seinem Freunde. Die Vertraulichkeit überhebt uns der Bemühung unsere Blösse zu bedeken, und eröfnet dadurch der Verachtung die Thüre. Je zärtlicher des einen Geschmak ist, je minder wird er in einem Freunde, in einem Ehe-Gatten Vergnügen finden. Dann die Scharfsinnigkeit ist ein Vergrösserungs Glas, unter welchem die angenehmen Farben verschwinden, und die Höker und Gruben zunehmen.

Zu dem so schränkt sich dieses gleich scharfe Gefühl nicht in die Vorwürfe des Verstandes ein, es breitet sich in alle Empfindungen des Hertzens aus. Aller menschlichen Betrübnuß ist niemand leb-

hafter

hafter unterworffen, als die, deren Wiz andere überleuchtet.

Cicero fand, bey seiner Acht, und beym Absterben seiner werthen Tochter, in seiner Weltweisheit mehr Ursachen zum Schmerzen, als zum Trost. Horatius starb neun Tage nach seinem gutthätigen Freunde dem Mæcenas, Ovidius und Bussi Rabutin konnten im ganzen übrigen Leben ihre Entfernung vom Hofe nicht vergessen, und nicht vergebens redet von Besser den innig gerührten Caniz an

Du bist von den belebten Seelen,
Die an der Musen Brust gesäugt
Und zur Empfindlichkeit geneigt,
Sich mehr als grobe Sinnen quälen,
Dieweil je zärter ein Gemüth
Je mehr und weiter es auch sieht.

Ein grosser Geist plagt sich zugleich mit dem gegenwärtigen, das auch andere empfinden, und mit dem zukünftigen, das nur er einsieht. Er sieht den ganzen Zusammenhang verdrüßlicher Möglichkeiten, als ihrer Quelle mitgegenwärtig an, und dähnet seinen schmerz-

schmerzlichen Vorwurf in tausend Umstände aus. Der Tod einer geliebten Person, ein Angriff an der Ehre, tödet keinen Bauren, aber wohl einen Horatius, einen Creech b). Wer wollte also den Wiz, ein wahres Vorrecht zu mehrerer Quaal wünschen, da er die Freuden des Lebens geringer, und die Verdrüsse doppelt macht.

Der Wiz, wie wir ihn nennen, erfordert nicht nur einen klaren, sondern auch einen deutlichen Begriff der Stafeln der Schönheit, vereinigt mit der Fertigkeit, dieselben andern kentlich zu machen. Sehr oft trennen sich diese zwey Gaben, daß man ein gesundes Urtheil ohne Wiz, oder Wiz ohne richtigen Verstand antrifft. Seht den ehrlichen von Scheu, so bündig, so gesund er urtheilet, so wenig kan er seine Gedanken andern beybringen. Unvergnügt über seine ersten Ausdrükungen, sucht er andere, und ersezt diese mit neuen, die zusammen drey Abrisse seiner Begriffe machen, davon keiner

b) Creech war ein Englischer Dichter, der bey der Uebersetzung des Lucretius Ruhm erwurb, und als die gleiche Arbeit an Horatius ihm nicht wohl ausfiel, vor der Verachtung seiner Mitburger sich an dem Strang rettete.

keiner kentlich ist: wer würde seine Schriften und seine Reden dem gleichen Sinne zuschreiben? Dieser Fehler entsteht meistentheils aus einer Langsamkeit sich auszudrüken, begleitet mit einer grossen Ekelheit in der Prüfung seiner selbst.

Der Wiz erfordert eine grosse Geschwindigkeit in der Ausfertigung der Worte, die eine Abschrift der Gedanken sind. Vielen Leuten mangelt dieselbe, und solche, wann sie zugleich ein scharfes Urtheil besizen, finden ihre Begriffe nicht in ihren Worten, hieraus entsteht ein Mißtrauen und ein Stammlen. Möchte also nicht das Gefallen an sich selbst, auch ein nöthiges Beding zum Wize seyn? Wenigstens sind eben die Völker wegen ihrer Ruhmredigkeit und wegen ihres Wizes berühmt, ehemahls die Griechen, jezt die Franzosen.

Hingegen entspringt der Wiz so wenig von einem bündigen Urtheile, daß er dasselbe in einer nehmlichen Seele auszuweichen suchet. Die Natur der Dinge ist schlecht und ungezieret, unsere Begriffe sind desto einfältiger, je deütlicher sie sind. Gereinigt von allem, was wir ihr leihen, wird die Welt zur Bewegung, zur

Dichte

Dichte, zu Linien. Solche abgezogene Gemählde rühren und reizen nicht, weil sie der Einbildung wiederstehen, die im undeutlichen Anblike des Zusammengesezten sich gefällt. Es werden also nicht die nehmlichen Kräften zum Wize, und zum Erkentnuß der Dinge erfordert. Die Männer, die in ernsthaften Wissenschaften andere übertraffen, sind sehr oft am Wize unter andern gestanden, und die Dichter haben hingegen in *mathemati*schen Künsten und dem Gebrauch der Vernunft, weder Gefallen noch Ruhm gefunden. Leibniz war ein grosser Weltweiser, und ein mittelmässiger Dichter, Voltaire ein gurer Dichter, und ein mittelmässiger Weltweiser. Es ist wahr, Beredsamkeit und Dichtkunst ziehen vom richtigen Gebrauch der Vernunft ab, weil sie nicht die völligen wahren Begriffe sich vorstellen, sondern solche suchen, darinn etwas über die Natur erhöhetes, etwas daran verändertes, etwas ähnliches, aber ungleiches ist. Solche heimliche Lügen sind die Figuren, in denen doch der Unterscheid zwischen der Beredsamkeit von der gemeinen Rede bestehet. Durch den Gebrauch derselben gewohnt man sich etwas

an

an der Wahrheit zu ändern, und die Sachen sich nicht einzubilden, wie sie sind, sondern wie sie uns gefallen. Die Gewohnheit macht, daß ein Jäger in der Ferne, ein Uhrenmacher in der Nähe besser sieht, folglich führt der Wiz von sich selbst von der Natur, und macht sich eine neue Welt, darinn die Wesen beschönte Abbilder wahrer Dinge sind. Weit davon, daß er unsre Vernunft bessern solte, ist der Wiz mit denen Künsten, wo er herrschet, ein Weg, die Vernunft zur Wahrscheinlichkeit, und Uneigentlichkeit zu verleiten. Eben darum ist in den feurigsten Dichtern die Vernunft so seltsam, als die Zieraten in der Mathematic.

Vielleicht scheinet dieses Nachtheil denjenigen nicht empfindlich genug, die ihre Glükseligkeit nicht in den Kräften ihrer Seele suchen. Aber aus der unnatürlichen Vorstellung der Dinge, fliessen tausend Fehler im gemeinen Leben. Zu hoch für so schlechte Umstände, vertieffet sich der Wiz nicht gern in die niedrigen Zufälle der Bürgerlichen Welt, und irret, weil er den rechten Weg zu gehen für allzu leicht hält. Daher sind die Dichter

gar

gar oft abgesönderte Leute gewesen, die eben so viel Gelächter bey ihren lebenden Mitbürgern, als Verwunderung bey der Nachwelt erweket haben. Aus der gleichen Verachtung häuslicher Klugheit ist die Armuth eine Gespielin der Dichtkunst geworden. Dann das zeitliche Glük erfordert Aufmerksamkeit und Fleiß, nicht nur in wichtigen allein, sonder in den geringsten Geschäften. Folglich wird der Reichthum und die Ehre mehr durch die gesezten Gaben gemeiner Vernunft erlanget werden, als durch die flüchtige Anfälle lebhafter Geister. Auch grosse Fürsten und Staats Bediente, wird man eher unter mittelmäsigen Gemüthern finden, als unter denen, derer Kräften alle andere ausstechen. August hat seine Gedichte selber ausgelöscht, Dionysius durch Kerker und Marter kein Lob für seine Traurspiele erpressen können, Mæcenas weich und matt geschrieben, Richelieu, der alles vermochte, seinen Comedien keine Zuschauer finden können. Vielleicht ersezt denen geistreichen Köpfen die Ehre, was ihnen am Reichthum abgeht. Aber nein, die Verehrung

rung seiner Mitbürger ist schwerer zu erlangen. Haben doch grosse Staats-Leute, tiefsinnige Weisen, ruhmwürdige Patrioten, den Beyfall ihrer Bürger erst nach dem Tode erlangen können. Was soll man von einigen hitzigen Einfällen, oder wohlklingenden Reumen hoffen?

Lebhafte Geister erweken meistens viele wiedrige Bewegungen bey andern. Der Menschen Hochmuth kan niemand über sich leiden, und sieht keinen Vorzug ohne keinen innerlichen Haß an.

Zu dem so zeigt sich der Wiz meistens auf anderer Unkösten, die ihre Verringerung mit einem dauerhaften Wiederwillen rächen. Wenige Poeten haben lange an einem Hofe leben können, noch wenigere die Liebe ihrer Bürger erhalten. Schon Griechenland hat manches Gedichte vergöttert, dessen Verfasser es Hungers sterben lassen, oder gar hingerichtet hat. Homer hat gebetlet, und Anaxagoras der Geist ist im Kerker gestorben. So verhaßt ist die Einsicht fremder Fehler, so schwer

ists Hochachtung und Liebe zugleich zu verdienen.

Ich vermeine, diese Betrachtungen seyen starck genug uns zu überzeugen, daß Wiz und Scharfsinnigkeit kein Weg zum Vergnügen, noch zur Vollkommenheit seyen. Wenigstens können sie zeigen, wie unrichtig auch die überall angenommenen Preise der Dinge sind, und wie viel nichtiges die Gaben haben, wodurch die Menschen am grösten zu seyn sich bereden.

Aletheus.

X.

Ein

Auszug

Der

Trankenbarischen

Missions-

Berichte,

Aus der französischen Urkunde

Uebersetzt,

Durch

Hrn. D. Z.

1744.

Erster Abschnitt,

Vom Lande und seinen Einwohnern.

Wir haben in einem der letztern Theile unsers Journals a) von einer protestantischen Mission gesprochen. Es scheint diese Nachricht seye mit Vergnügen gelesen worden, wir nehmen daher Gelegenheit die Geschichte einer weit beträchtlichern Mission mitzutheilen, die sich nur gar wenig b) in solchen Ländern

a) *Bibl. raif* T. XXXI. *P.* I. p. 37.

b) Der Herr de la Croze hat hiervon mit vielem Eyfer gesprochen. S. f. *Christianisme des Indes* L. VII. Aber seine Nachricht hört Ao. 1720. mit dem Tode des Herren **Gründlers** auf, und die Tranquebarische Mission hat erst nach dieser Zeit ihren grösten Fortgang gehabt.

bekannt gemacht hat, wo die Deutsche Sprache nicht gebräuchlich ist.

Schoromandalam, das die Europäer Coromandel nennen, ist der Nahme einer Hälfte des grossen Vorgebürges von Asien, das sich mit dem Cap Comorin endet. Ziemlich hohe Berge, die aber den Europäern wenig bekannt sind, und von den Missionarien Gad, in den Charten Gate genennet werden, sondern Coromandel oder die östliche Küste von dem eigentlichen Malabar c), nemlich der westlichen Küste des nehmlichen Vorgebürges ab.

Diese Küste ist in verschiedene Staaten abgetheilet, unter denen die allersüdlichsten ihre eigenen Könige haben, die nördlichsten aber einen Theil der Länder des Kayfers von Indostan ausmachen. Tanjour, oder Tanschaur, welches die eigentliche Aussprache zu

---

c) Malabar kommt von Maleybar, Bewohner der Gebürge, her, eine Benennung die sich die Einwohner von Coromandel niemals geben, die aber denen Völckern der Westlichen Küste zugeleget wird, wo Calicut, Goa ꝛc. anzutreffen sind.

zu seyn scheinet, ist derjenige Staat, wo die Mission ihren Sitz hat.

Dieses Königreich (dann der Beherscher desselben leget sich den Nahmen eines Königes, ja sogar eines und ein viertheil Königes, das sein wahrer Titel ist, zu) lieget unter einem der heissesten Himmelsstriche in Asien, von dem zehnten Grade nördlicher Breite bis an den zwölften.

Schnee und Eiß sind in diesen Ländern gänzlich unbekannt. Die Bäume verliehren ihre Blätter nie, und die Früchte folgen auf die Blüthe in einer ununterbrochenen Ordnung.

Man hat hier wie in andern Ländern, die zwischen dem Tropicis liegen, eine trockne und eine nasse Jahrszeit.

Der Monat Jenner bringt die Wärme wieder, aber die Winde, die von dem Meere herkommen, mildern die Hitze und machen sie erträglich.

Der Hornung ist viel heisser, viel trockner und ungesünder. Im Merz wird die Hitze einiger massen von den Winden vermindert.

Der Aprill ist noch heisser; Der May und Brachmonat machen die schönste

Jahrszeit aus. Aber ein gefährlicher Landwind herschet in dieser Zeit von sieben Uhr des Morgens bis um Mittag, der so heiß ist, als die Luft, die aus einem Ofen herauskomt, und dem das allerstärckste Temperament kaum wiederstehen kan. Die Europäer halten diese Jahrszeit mit der grösten Mühe aus. Es giebet Leute darunter, die sich vom frühen Morgen bis in die Nacht mit Wasser besprengen lassen, damit sie das Feuer vermindern, von dem sie verzehret werden. Die Nacht ist eben so ungesund als der Tag. Es ist gar nicht ein seltnes Unglück, Leute mit gelähmten Gliedern aufstehen zu sehen, die des Abends an einem Orte, der der Nachtluft ausgesetzet war, gesund schlafen giengen. Diese Jahrszeit würde die Früchte der Erde zu nichte machen, wann nicht mitten in der Hitze des Brachmonats, die Gewässer die von den Gadischen Gebürgen entstehen, immer zunähmen. Sie sind im Heumonat am höchsten, und in diesem Monate wird die Hitze wieder gemäßigter.

Die Herbstzeit macht auf Malabar den Winter aus, aber einen Winter, der

der unsern Frühlingen gleich kömmt. Es ist wahr, man hat dannzumahl viel Regen, aber wann die Sommershitze vorbey ist, so grünet alles. Die Bäume blühen im September. Man sammelt zum ersten mahle die Früchte der Erde in diesem Monate und im October. Die Luft wird abgekühlt, und durch die Balsamischen Ausflüsse der aromatischen Pflanzen zugleich erfüllet, die ihre Blühe verbreiten, und die Europäer finden gemeiniglich diese Jahrszeit für die Gesundheit am zuträglichsten. Es ist wahr die Krancken, und vornehmlich die Hypochondriaci leyden dabey hauptsächlich im November und December, wann die Kälte und die Regen aufs höchste steigen. Die halbnackten Malabaren zittern vor Kälte zu dieser Jahrszeit, wieder welche sie sich weder durch die warmen Kleider, deren sie nicht gewohnt sind, noch durch die Hülfe des Holzes verwahren können, welches in einem Lande sehr selten ist, da man mehrentheils, auch in den Küchen nur gedörrten Kühmist brennet. Diese armen Leute erstarren bald in dem gleichen Grade der Wärme, der den Eu-

ropäern noch kaum erlaubt, ihre Blöße zu bedecken.

Das Land ist fast durchgehends fruchtbar. Diese Fruchtbarkeit hat man den Flüssen, eben wie in Egypten dem Nilstrome, zu verdancken. Wann die Hitze auf den höchsten Staffel gekommen ist, so schwellen sich die Ströme ohne Zweifel vermittelst des geschmolzenen Schnees der Gebürge auf, auf welchen sie ihren Ursprung haben; Denn auch unter dem allerheissesten Himmelsstriche, auf der Insel St. Thomas und in dem obern Ethiopien, sind die höchsten Gebürge mit Schnee und Eiß bedecket. Zu dieser Zeit nun, öfnet der Landmann seine Schleussen, und ein jeder nimmt sich so viel Wasser von dem Flusse weg, als seine Reißfelder bedörfen. Bleiben diese Nilströme aus, so ist das ganze Land eine dürre Wüste, und die Einwohner sterben zu tausenden vor Hunger und Elend. Dieses geschiehet aber mehr durch den Fehler der Menschen selbst, als durch eine Abänderung in der Natur. Dann oft hindern die Streitigkeiten, die diese Völker unter einander haben, die Unterhaltung

haltung der Schleussen, und dann ist ihr Untergang unvermeidlich.

Die Luft ist in diesen Ländern sehr durchdringend, und das Eisen wird zehenmahl geschwinder von dem Roste angefressen, als bey uns in Europa. Das Licht der Sonne ist stärcker, und die Augen haben Mühe dasselbe des Mittages zu vertragen. Die Sterne selbst geben ein helleres Liecht von sich, und die Venus wirft einen sehr kenntlichen Schatten. Die Dämmerung ist sehr kurz, Tag und Nacht trennen sich fast ganz auf einmahl, und man ist der angenehmen Erscheinungen gänzlich beraubet, die in Europa vor der Morgenröthe hergehen. Wann ein Regen oder Nebel entstehen soll, so hört man gemeiniglich ein dunkeles aber sehr starkes Geräusche aufsteigen. Man siehet öfters brennende Luft-Erscheinungen, die Cometen ähnlich sind, aber gar viel weniger sich erheben, und die Luft mit einer grossen Geschwindigkeit durchschneiden. Die Winde sind von einer ungemeinen Stärcke, sie zerstören die Häuser, sie reissen Bäume aus, und ein Mensch, der in einem solchen Sturme

me auf dem Felde sich befindet, ist unumgänglich gezwungen, sich auf die Erde niederzulegen, wann er nicht will davon getragen werden.

Die Europäer sind unter diesem Himmelsstriche sehr ungesund. Die Missionarien haben nicht leicht ihr fünfzigstes Jahr erreichet, oft leben sie nicht über drey oder vier Monate.

Die Ankunft muß man insgemein mit einer Art von einem sehr schmerzhaften Purpurfieber bezahlen, wobey es tödtlich ist, sich zu erkälten, wann die grosse Hitze die Schweißlöcher eröfnet hat.

Die Malabaren können ihr Climat besser vertragen, es giebt viele alte Leute unter ihnen; aber die Zahl ihrer Jahre übertrift diejenigen nicht, die man in Europa erreichet. Die Krankheiten sind heftig unter ihnen; plötzliche und tödtliche Convulsionen, Lähmungen, hitzige Fieber. Die Pest ist ihnen gleichwohl unbekannt. Diese grausame Landplage scheint der Bottmäßigkeit der Türcken eigen zu seyn, und vielleicht hat sie ihren eigentlichen Sitz blos in Egypten, wo die in einer unendli-

chen

chen Menge von Canälen und unterirdischen Gräben stehenden Wasser, unter einem so heissen und trokenen Himmel, scheinen zu faulen, und die Luft mit einer grössern Kraft anzustecken, als in der übrigen Welt.

Die eigentliche Farbe dieser Völcker ist schwarz, aber die Braminen, und überhaubt die Maratten sind gelblicht, und in ihrer Farbe wenig von einem recht verbrannten Portugiesen unterschieden. Die Pareier, die die niderste Classe der Malabaren ausmachten, sind unendlich viel schwärzer, als der übrige Theil der Nation. Ein sehr natürlicher Begriff wird daher bekräftiget, den man neulich streitig machen wolte. Alle Menschen sind von der gleichen Art, und die drey Classen von Weissen, Schwarzen, und Rothen, haben nur in gewissen zufälligen Eigenschafften eine Verschiedenheit an sich, die von dem Climat, von der Art sich zu kleiden, von der Auferziehung, oder einer andern zufälligen Ursache abhangen. Vor zweyhundert Jahren war die gelbe Tulpe die einzige, die man in Europa kannte; was vor eine erstaunende Verschieden-

schiedenheit von Farben hat man nicht seit der Zeit in diesem Blumen gesehen.

Die Thiere haben in diesem Lande nichts sehr besonderes. Doch giebt es kleine Hirschen, die nicht grösser als Hasen sind, und gleichwohl ein vollkommenes Gewenhe haben. Es giebet auch ganz schwarze Steinböcke, sehr eyfersüchtige Thiere, die sich mit ihren Hörnern bis auf den Tod schlagen; Fledermäuse so groß wie Katzen, die den ganzen Tag herum fliegen, und übrigens auch ohne den geringsten Ekel gespeiset werden; unterschiedene Arten Vögel von prächtigen Federn, deren Gesang aber um so viel unangenehmer ist, als ihre Farben reich sind; weisse Ameisen, die sich Gebäude von Erde machen, und in solcher Menge herumschwärmen, daß man das Hausgeräthe vor ihnen nicht anders verwahren kann, als wann man die Füsse davon in Wasser stellet. Ich führe diese sonst genug bekannten Ameisen an, weil die Schriftsteller sagen, daß in einer jeden Schaar einige Alte aus ihrem Mittel vorkommen, die grösser seyen als die übrigen. Das

sind die Mütter der Ameisen, dann diese Thiere haben so wohl als die Bienen, ein Volk ohne die Unterscheidungs-Zeichen eines Geschlechtes, ein Volck das zur Arbeit gebohren ist; dann Mänchen, die geflügelt sind, und Weibchen in einer geringen Menge, die man Könige heissen würde, wann man sich so viele Mühe gegeben hätte, die Ameisen zu erforschen, als bey den Bienen geschehen ist.

Die Pflanzen dieses Landes haben mit den Europäischen gar nichts gemein, und man könte kein Blümchen von der Erde aufheben, das für einen Kräuterkenner nicht eine Merckwürdigkeit wäre. Die Missionarien haben uns von vielen Gewächsen lehrreiche Nachrichten gegeben. Der Palmbaum, dessen Blätter den Malabaren anstatt des Papieres dienen, ist von dem Cocus und dem Dattelbaum unterschieden. Der Ala, oder Wurzelbaum, der niemahls so wohl wächst, als wann Vögel die Saamen desselben verschlungen haben, und nachgehends mit ihrem Kothe auf die Erde fallen lassen. Der in Asien so berühmte Betel, der sich wie die

Hopffen

Hopffen um ein festes Punct herum erhebet, und reyhens weise zwischen eben so vielen kleinen Gräben gepflanzet wird, die immer mit Wasser müssen angefüllet seyn. Eine Art von Melongena, die man wie Salat genießt, und von verschiedenen Verfassern für das wahre Dudaim der heiligen Schrift gehalten wird, weil seine Frucht einer Art von einem erdenen Geschirre ähnlich ist, das man in den Orientalischen Sprachen Dod nennet. Ganscho, eine berühmte Pflanze, von welcher die Missionarii sagen, daß sie der Artemisia durch ihre Gestalt und den Geruch ähnlich sey, deren Saamen und Character aber dem Hanf nahe kommen. Dieß ist eben die Pflanze, deren Saame wie Tobackrauch zu sich genommen, angenehme Verwirrungen im Geiste verursacht. Die Soldaten halten viel darauf, weil ihnen eben die mechanische Herzhaftigkeit daher entstehet, die das Opium beyden Türken erwecket. Die Tader, eine Art von München, bedienen sich auch derselben, damit sie in Entzückungen gerathen.

Man

Man spricht noch immer von der Datura, und man versichert, es seye das Stramonium, das nun mehr in Europa so sehr bekannt ist, und in Indien gebraucht wird, die Leute von ihren Sinnen zu bringen, und nach irgend einem unbekannten Orte zu schleppen, wo man sie zu Sclaven macht. Die grosse Art vom Ricinus, dessen Nüsse mit Wasser abgekocht, und hernach gedörrt und eingenommen, sanft abführen, hingegen wie der Coffee gebrandt ein Oehl von sich geben, das in Indien zu den Lampen, und auch das Haupt zu salben, sehr viel gebraucht wird. Malackische Körner, die eine Art von Wolfsmilch zu seyn scheinen, ein heftiges Purgiermittel, dessen sich manchmahl die Malabaren bedienen. Tamarei, eine Blume, die im Wasser wächset, und hier den Göttern geheiliget ist. Dieses kan zur Probe genug seyn, mehrere Nachrichten hierüber wird man in der neun und zwanzigsten Fortsetzung antreffen. Ich will nur eine einige Beobachtung beyfügen, die eine Anmerckung des Linnaus bekräftiget: in den heissen Ländern werden die Stäm-

ine aller Gewächse viel höher als in kältern Climaten; Die Melisse zum Ex. wird auf Malabar zu einem wahren Bäumchen, da sie in Niederdeutschland ein Kraut bleibt, und mit Noth die Winterkälte ausharret.

Aber die Königin der Malabarischen Pflanzen ist der Reiß. Er nährt fast allein den grösten Theil der Nation, und dient auch dem Reichen anstatt des Brodtes, weil der Weitzen auf Malabar nicht fortkömmt. Der Ackerbau besteht fast einzig in der Anpflanzung des Reises; Diese Bemühung ist auch in Ehren, und diejenigen, die dieselbe über sich nehmen, haben vor den Handwerckern den Vorzug.

Man säht den Reiß im Junius in ein weiches Land, das zu einem wahren Morast vermittelst der ausgetretenen Flüsse wird. Wann die Pflanze einer Hand hoch ist, so zieht man dieselbe wieder aus, und setzt sie von neuem in ein bewässertes Feld. Die Erndte geht im Anfange des Winters vor sich. Nichts ist einfacher, als der Pflug, und ein Baum, der voller Aeste ist, dient ihnen anstatt der Egge.

Wann der Reiß dürre ist, so kocht man ihn mit Wasser oder Milch, und ißt ihn mit vollen Händen aus. Man bedienet sich auch desselben noch auf eine andere Art, man zieht ihn wie Brandtewein über, und macht eine Art eines Geistes daraus, den die Europäer offt mißbrauchen: dann die Einwohner des Landes entsetzen sich vor starcken Getränckten, die freylich nicht anders, als ihre Tage verkürzen würden; Dann sie würden Feuer in das Feuer giessen, das sie sonst nur allzusehr verzehret.

Man ißt hier beynahe kein Fleisch, auch die Europäer enthalten sich davon; Sie haben keine Fleischbanck, und begnügen sich mit einigen Hünern, Böcklein, und Fischen. Aber die Lehre von der Seelenwanderung ist vielleicht die wahre Ursache von dem Gesätze nicht, das den Heiden in Indien verbietet, Thiere zu schlachten. Es kan seyn, daß es nur ein heilsamer Befehl etwa eines alten Königes ist, der auf das unvermeidliche Ungemach aufmercksam war, das nach einer Nahrung folget, die in den heissen Ländern der Faulnuß so sehr

unterworfen ist, oder der vielleicht die Thiere damit erhalten wolte, die zu dem Landbaue dienen, weil sie mit vieler Mühe zu ihrem Wachsthum gelangen, und auf Coromandel klein und schwach sind. Diese Vermuthung wird bestärcket, weil unter allen Thieren die Kuh am höchsten gehalten wird, und die Fische, zum Exempel, von der Lehre der Seelenwanderung keinen Vortheil haben: Die Fische arbeiten für den Menschen nicht, daher macht sich auch der Mensch auf Malabar so gar kein Bedencken, dieselben zu seiner Speise zu machen.

Die Grossen, und insonderheit die Maratten, haben nicht die gleiche Achtung für die Thiere; sie bedienen sich derselben ohne Bedencken auf ihrer Tafel. Aber überhaupt lebt man doch fast einzig von Gewächsen. Das vornehmste Gerichte bey den Grossen, ist ein grosses Stück Ambra, das manchmahl den Werth von sechstausend Piastern hat, wovon sich ein jeder Tischgenosse ein sehr kleines Bißgen herausnimmt.

Das dem Lande angemessene und auch gemeinste Getränckе ist das Wasser; man kennt den Wein nicht, obschon die

Trau-

Trauben in den Gärten zur Zeitigung kommen. Die Missionarien verbesserten das rohe Wesen des Wassers mit etwas Mumme, einer Art von einem starcken Biere, das sich unter der Linie volkommen erhält.

Die Malabarische Nation, die man seit den Missionen nun besser kennt, ist von der Barbarey weit entfernt, und scheint auch wohl niemahls in dieselbe verfallen gewesen zu seyn. Ungeachtet der Erniedrigung, in der sie durch eine harte, unumschränckte, und dennoch beständig wankende Regierung gehalten ist, hat sie dennoch ihre Künste, ihre Religion, und so gar ihre Wissenschaften: und sie scheinet vielmehr etwas von der Einsicht ihrer Vorfahren verlohren zu haben, als daß sie weiter gekommen seye. Man findet zu Sidambaram ein Schloß von vier erstaunenden Thürmen, das mit seinen Balken ganz in den Felsen eingehauen ist. An dem nehmlichen Orte siehet man verschiedene Tempel von einer Verwunderungswürdigen Grösse, die mit einer Menge von Figuren und unbekannten Buchstaben prangen, und alle

aus blossen Felsen bestehen, die mit einer alle Einbildung übersteigenden Kunst gestaltet sind. Zu Masulipactnam findet sich eine Pagode von Stein, die auf eben die Art ausgearbeitet ist, und zu Mahaliburam trift man einen abgerundeten Felsen an, dessen Masse, die von einem ungeheuren Gewichte ist, auf einem einzigen Puncte ruht, womit sie sich auf das spitzwincklichte Ende des übrigen Berges stützet. Die Kunst zu distillieren ist auch hier sehr alt: Die Europäer haben dieselbe von den Arabern, und sie war auch zu den Zeiten des Paracelsus noch sehr selten.

Es ist wahr, die Malabaren von der niedersten Classe sind sehr verdorben, sehr tumm und unwissend, aber ihr Elend ist es, das sie so tief herunter bringet. Dann die Missionarien haben aus den schlechtesten Leuten, den Pareiern, sehr geschäftige und eifrige Catecheten gezogen, die durch ihre Bemühungen einen grossen Antheil an der Bekehrung der Heiden haben. Ich rede hier vom Rajanaiken, einem Pareiischen Soldaten, der, von allen Untermissionarien, sich am allermeisten durch seine Arbeiten

beiten und sein Leyden hervorgethan hat.

Die Malabaren kommen ungeachtet der Einfalt und Grobheit ihrer Werkzeuge, sehr wohl in allerhand Künsten fort. Ihre schönen gemahlten Tücher sind ein Beweiß davon. Ein Tischer ist zugleich ein Drechsler und ein Zimmermann, und zu allen diesen Arbeiten bedient er sich blosserdings einer Art von einer sehr unvolkommenen Hacke, eines Bohrers, eines Hammers, und eines Hobels. Auch findet man so gar in den Colonien wenige Europäische Handwercksleute; die Einwohner des Landes sind zulänglich, alles zu verfertigen, dessen man bedarf, und man kan ihre Arbeit gar viel wohlfeiler haben, als sie die Europäer zu liefern im Stande wären.

Sie haben eben so wie wir, ihre Wissenschaften, oft meinten sie so gar dieselben allein zu besitzen, und wolten nicht glauben, daß sie den Europäern bekannt seyen. Sie halten viel von der Artzneykunst, die den General-Paß der Römisch-Catholischen Catecheten abgiebet. Auch ist dieselbe unter allen

Wissenschaften die trostreichste, und die so uns in unsern grösten Uebeln beyspringt. Sie haben sich der Arzneykunst so sehr ergeben, daß der verstorbene Herr Grundler ein vollkommenes Lehrgebäude ihrer eigenen Arzneywissenschaft auszeichnen konte. Ihren Bemühungen ist man haubtsächlich den prächtigen Malabarischen Garten schuldig, der durch die Freygebigkeit des Herren von Rheeden zum Vorschein kam, ein Werck, das eben so merckwürdig durch seine guten Figuren, die doch alle von Malabern gezeichnet sind, als durch die Menge derselben ist.

Diese Arzneywissenschaft der Malabaren bestehet in der Kenntniß der Pflanzen, und der Fähigkeit dieselben nach gewissen Formuln zu gebrauchen, die diese Aerzte auswendig lernen, oder von ihren Voreltern ererben. Sie versaumen doch auch die Chymie nicht. Sie bedienen sich verschiedener Steine und Pulver, die durch das Feuer herausgebracht werden, und sie ergeben sich so gar der Aelchymie. Man hat in unsern Zeiten zu Tanschaur einen Landläuffer enthauptet, der dem Könige versprochen

sprochen hatte, aus geringern Metallen Gold zu machen, aber nicht im Stande war, dem Golde die Beständigkeit zu geben, die es von der Natur empfängt. Diese Liebe zu der Alchymie scheinet mir ganz besonder, weil in diesem Lande das Feuer selten und theuer ist, und es mir vorkömmt, als wann der Kühe-Koth nicht zureiche, denjenigen Grad der Hitze hervorzubringen, der zu einer rechtschaffenen Zubereitung der Metalle nöthig ist.

Doch muß man aus diesen Aerzten keine Hippocraten machen, noch dieselben mit den Europäern in eine Vergleichung setzen. Können vornehme Herren in Indien von den leztern haben, so werden sie dieselben immer den Aerzten aus ihrem eigenen Volke vorziehen; auch hat sich zu unsern Zeiten der Mogol selbst eines Wundarztes bedienet, der in dem Gefolge eines Abgesandten der Englischen Compagnie nach Dehli gekommen war.

Die Malabaren üben sich auch in der Poesie, wenigstens nennen die Missionarien einige Malabaren Poeten, und dasjenige Verse, was sie machen; dann

ich habe weder Reim- noch Silben maaß in einigen Proben angetroffen, die man davon in den Nachrichten von Trankenbar gegeben hat.

Ihre Sprache scheint zu der Poesie nicht geschickt. Es ist wahr, man sagt sie seye reich, deutlich, ordentlich, und auf beständige, und auch wohl angenehme Regeln gebaut. Aber der Geschmack dieser Nation ist von dem unsrigen zu sehr verschieden. Sie lieben die Wiederhohlungen von der Silben patta und kappa, die uns sehr unangenehm scheinen; und ihre Wörter, insonderheit die poetischen Wörter, sind von einer Länge, die in den übrigen Sprachen der Welt unbekannt ist; Ein König von Tanschaur zum Exempel, trägt einen Nahmen, der aus dreyzehen Silben besteht; und ich sehe nicht, wie man dergleichen Wörter in einen Vers einbringen könne. Das schlimmste ist, daß sie eben diese langschweifigten Wörter lieben, und daß ihre Dichter mit Vorbedacht lange Wörter aus einzelnen machen, die sie aneinander stoppeln.

Die Missionarien machen von dreyerley Arten Malabarischer Sprachen: Vom Tamu-

Tamulischen, das die Sprache von Tanschaur ist, und in welcher die Bibel gedruckt ist; Vom Warugischen oder Telugischen, das in den nördlichern Gegenden gebräuchlich, und vom Herrn Schulze zuerst erlernet worden ist; und endlich vom Kerendumischen, welches die Sprache der Braminen ist, die auf Malabar ihren Ursprung nicht hat, und aus Cascia, einem wenig bekannten Striche von Indostan, herkömmt. In dieser leztern Sprache sind ihre Schriften von der mystischen Gottesgelehrtheit abgefasset. Anstatt des Papieres bedienen sie sich der Olie, die lange und schmahle Blätter von einer Art von Palmbaum sind, auf welchen man mit einem eisernen Griffel schreibet, und die man mit einer Art von Oehl, das in der Absicht die Feuchtigkeit abzuhalten, mit gebrandtem Zucker und Safran vermischt ist, bestrichen wird.

Giebt es Malabaren, die sich einer Wissenschaft ergeben, so muß man doch nicht glauben, daß die Gelehrten so gemein als in Europa seyen. Unter zehen tausend Menschen, wird man nicht einen antreffen, der fähig sey, mit einer

ner erträglichen Volkommenheit, seine eigene Sprache zu reden und zu schreiben, dann dieses ist schon eine sehr schwere Sache, die eine Bemühung von sechs Jahren erfordert *). Die Aussprache ist auch sehr mühsam. Herr Ziegen-

---

*) Einige Leser werden hier billig fragen, warum man dann mit so vieler Mühe die Sprache seines Vaterlandes erlernen müsse? Das Chinesische hat in diesem Umstande mit dem Malabarischen eine grosse Aehnlichkeit, eine Nachricht von dem Wesen desselben wird dasjenige aufklären, was hier von der Malabarischen Sprache zu wissen nöthig ist, und der Herr Haller kan mir selbst hierin die Hand bieten. Ich habe einen alten philosophischen Grollen, sagt Er an einem Orte, (Extrait de la Logique de Mr. Holman in der *Bibliotheque raisonnée* T. XXXVII. p. II. p. 359.) wegen der Sprache der Chinesen, wieder einen Gelehrten, der ein Bewunderer davon ist. Es ist wahr, eine Sprache scheint reich zu seyn, wann sie achzigtausend Wörter hat. Aber man kan sich in diesem Urtheile betriegen, wann man sich blos an der Anzahl derselben hält. Ein Cabinet von fünftausend Medaillen, die alle sehr von einander verschieden sind, ist mehr werth, als ein anderes von achzigtausend Medaillen, die mehrentheils vom gleichen Stempel wären, und nur achthundert verschiedene Reverse hätten, die bey einer jeden Art hundertmahl wiederhohlet würden.

Die Chinesen haben ein Wort für ein Pferd, ein andres für ein Pferd von zwey Jahren, ein anders

Ziegenbalg, den die allergeschicktesten Pandarams, wegen der Reinigkeit, in welcher er diese Sprache redete, bewunderten, hat seinen Nachfolgern noch viele Fehler zur Verbesserung hinterlassen. Er machte aus einem T. ein D, und er schrieb tsch, wo er nur sch, oder s hätte schreiben sollen. Es giebet insonderheit

---

ders für ein Pferd, das einen gewissen Fehler oder eine gewisse gute Eigenschaft hat, zu bedeuten; sie haben hundert Substantiva, die nichts anders als ein Pferd nach seinen verschiedenen Eigenschaften bedeuten. Ich bin immer überzeuget gewesen, diese wunderbare Sprache habe die Chinesen gehindert, sich in den Wissenschaften hervor zu thun. Man kan ihnen würcklich den Geist der Erfindung, die volkommenste Emsigkeit in ihren Unternehmungen, und ein gewisses abgefeintes Wesen, das vom Climat herzukommen scheinet, nicht absprechen. Ueber dem geniessen sie noch den beträchtlichen Vorzug, ein unzählbares Volck auszumachen, das den gleichen Gesetzen unterworfen ist, und die gleiche Sprache redet, ein Volck, wo die Wissenschaften am meisten geehret sind, oder es wenigstens mehr waren, als in der übrigen Welt. Nichts desto weniger haben es die Chinesen fast einzig in der Sittenlehre wohin gebracht, die die Wissenschaft des Herzen ist, und von den Arabern, den Persern, und den erstern östlichen Völkern, ohne Druckereyen und öfters ohne Bücher, eben so weit ist getrieben worden. **Anmerkung des Uebersetzers.**

derheit zwey Buchstaben, die für die Fremden nicht herauszubringen sind. Der eine, den Herr Ziegenbalg rh schreibt, spricht sich fast wie rch, oder gar wie ch aus. Die Europäer hingegen sprechen denselben als einen l aus, Paliacatta zum Exempel anstatt Parhejakadhu. Der andere Buchstabe wird durch dh ausgedrückt, und siehet vielmehr einem r gleich. Der gleiche Fluß wird von dem Herren la Croze Collaram, und von dem Herrn Ziegenbalg Colladham geschrieben.

Die Malabarische Rechenkunst ist ganz mechanisch. Sie lernen die Regeln derselben, und sogar die Exempel auswendig; sie haben eine unbeschreibliche Mühe, wann sie nur die Multiplicationen der einfachsten Zahlen sich bekannt machen sollen.

Ihre Naturlehre ist sehr grob. Man muß nur ihre Anatomie ansehen, so wie sie in dem Wedam gelehret wird. Sie ist ganz und gar auf die Egyptische Weise eingerichtet. Bruhma herscht in dem Hirn; Pulejar in den Schlagadern der Hust; Wischtnu um den Nabel; Ruttiren um das Herz

herum

herum u. s. f. Sie machen ich weiß nicht was für eine weitläuftige Eintheilung der Metalle, und sie wissen nicht die fremden, und den Hammer nicht aushaltenden Materien von denselben abzusondern. Sie haben zwey Arten davon, die ziemlich besonder sind, den wahren Tambac, eine Art von Kupfer, die sie dem Golde selbst vorziehen, und das bey ihnen fremd ist; und ein klingendes Metall, das aus zwey Theilen Zinn und acht Theilen Kupffer besteht; eben dieses ist das Metall, aus welchem durch ganz Ost-Indien alles Küchengeschirr gemacht wird.

Ihre Astronomie ist auch nicht volkommener. Sie kennen in der That sieben und zwanzig Sternbilder, in welche sie das ganze himmlische Heer, die zwölf Zeichen und die sieben Planeten eintheilen. Aber sie haben noch zwey Planeten, die ihnen eigen sind; es sind zwey Schlangen, deren sie sich bedienen, die Sonne- und Monds Finsternüsse zu erklären.

Diese Himmels-Lichter werden durch diese ungeheuren Thiere, wie sie glauben, mit ihren zahlreichen Hydra-Köpfen verdeckt.

Ihr

Ihr Jahr ist ungefehr dem unsrigen gleich, es fängt den 31. Merz an; und alle vier Jahre bekommen sie ein Schalt-Jahr, das um einen Tag länger ist. Anstatt der Wochen haben sie besondere Nahmen für vierzehen Tage, die sich von dem Volmond bis an den Neumond erstrecken; und diese Nahmen kommen, wie man gefunden hat, so wohl von dem lateinischen her, als die Zahlen ihrer Kerendum, der Sprache der Gelehrten. Es entstehet daher nicht ein günstiges Vorurtheil für das hohe Alter ihrer Wissenschaften. Anstatt eines Jahrhundertes bedienen sie sich wie viele andre Indianische Völker, eines Cycli von sechzig Jahren, den sie Antie nennen, und in welchem jedes Jahr seinen besondern Nahmen hat.

Ihre Geschichtskunde erstrecket sich in eine unglaubliche Menge von Jahren zurück. Aber wann sie zu viel von der Fabel Welt wissen, so ist hingegen ihr Gedächtnuß in Ansehung der wahren Welt, und der neuern und wahrhaften Geschichte sehr kurz. Man hat viele Mühe gehabt, dieselbe bis an den Anfang des siebenzehnden Jahrhundertes

tes

tes zu bringen, weil sich kein Verfasser findet, der aufrichtig und arbeitsam genug sey, die Mühe zu nehmen, der Nachkommenschaft eine wahre und umständliche Nachricht von den Geschichten seiner Zeiten zu hinterlassen. Sie werden von Darma, von Schoren, von Pandyen, und vielen andern Königen sprechen, die weit über den Anfang der Welt nach unserer Zeitrechnung herausfallen: aber man muß sie nicht nach den Nahmen der Fürsten fragen, die vor drey Jahrhunderten ihr Land beherschet haben.

Die Malabaren wollen auch noch Lehrer der Ethic, der Dialectic, der Rhetoric, der Geographie, der Politic, der Mathematic, der Music, und der Geometrie haben: Wenigstens trift man bey ihnen die Nahmen aller dieser Wissenschaften an; Dann ich glaube nicht, daß sie vermittelst ihrer Geometrie, ihrer Geographie oder ihrer Logic jemahls ihr Glück machen werden, wann ich nach den elenden Proben davon urtheile, die in ihrem Wedam, das ist in ihrer heiligen Schrift enthalten sind. Sie kommen fast einzig in

den Wissenschaften fort, die ganz allein von Vernunftschlüssen, oder vom Naturrechte abhangen, das in die Herzen aller Rationen eingedruckt ist.

Ich will es wiederhohlen, sie kennen die Tugend und die Gesetze der Natur, und man versichert daß, ohne die tyrannische Regierung unter welcher sie schmachten, diese Tugenden von ihnen auch würden ausgeübet werden.

Die Diebe, sind selbst in den Zeiten der Unruhe und der Bürgerlichen Kriege ziemlich selten. Das Mitleiden und diejenige Eigenschaft des Herzens, die die ersten Christen Charitas nennten, sind die ihnen am meisten angemessenen Tugenden, sie üben sie in aller ihrer Volkommenheit, und Ausdähnung bis gegen die Thiere aus; und sie bauen auf dieselbe ihre Seligkeit.

Aber die herschende Religion verderbet alles. Sie ist das allergröbste, und auf das äusserste ausschweifende Heidenthum.

Es ist wahr, eine Art von einer ziemlich vernünftigen Deisterey ist ihren Gelehrten nicht gänzlich unbekannt. Wann man ihnen das ungeschliffene

Wesen

Wesen ihrer Religion und die ungezie-
menden Begriffe, die sie von der Gott-
heit geben, vorwirft, so wissen sie gar
klüglich die Religion der Gelehrten von
der Religion des Pöbels zu unterschei-
den. Sie sagen, der gleiche Gott,
den sie dem Volke mit fünf Angesich-
tern, einem Hirschen in der Hand,
und andern noch ungebührlichern Ei-
genschaften vormahlen, seye ganz ei-
gentlich ohne Materie, ohne Farbe,
auch allenthalben gegenwärtig, und
trage den Nahmen eines Obersten
Wesens; denn das ist, Wort für
Wort, der Sinn des Malabarischen
Ausdruckes. Die Missionarien haben
aller Orten Aerzte, Philosophen, Pan-
daramen, und so gar Braminen ange-
troffen, die ganz nett heraus sagen, ih-
re Götter, und ihre geheiligten Bilder
seyen nur für den Pöbel gemacht;
man seye dem wahren Gotte allein al-
le Anbetung schuldig; die gesetzmässigen
Abwaschungen dienen zu nichts, und
man könne allein durch die Aufrichtig-
keit und Güte des Herzens diesem Ober-
sten Wesen gefallen. Ihr Dichter
Tiru-walluwer, dann er wird so

genennet, hat eine ganze Sittenlehre nach diesen Grundsätzen geschrieben; er verlacht in derselben den Dienst der falschen Götter, und dringet allenthalben auf die Reinigkeit der Sitten, und die Verehrung des einigen Gottes.

Wann die Braminen und Pandaramen sich gezwungen sehen die Einheit Gottes zu bejahen, so wissen sie die gleichen Ausflüchte zu finden, die die Römische Religion den Protestanten entgegen setzet. Wir beten keine Marmor-Stücke an, sagen sie, wir machen aus denselben Bilder, blos die Aufmerksamkeit des Volkes zu erhalten, das sich die abgezogenen Begriffe von einem unkörperlichen Wesen nicht zu machen wußte. Unser Dienst ist, nur dem Scheine nach, diesen Sinnbildern gewiedmet, er gehöret allein dem Wesen aller Wesen, dem ewigen, dem einigen Schöpfer aller Dinge zu. Ihre Gnanis oder Nianis, diese betrachtungsvollen Gelehrten, die sich ganz den Sinnen entziehen, und, wie sie sagen die volkommensten unter allen Menschen sind, beten würcklich, auch nicht einmahl dem Scheine nach, keines von

diesen

diesen Gözenbildern an, und haben für die Götter des Pöbels nichts als Verachtung. Die Türa-wark-hianen, eine unter den Nianis erhabene Secte, die alle Dinge dieser Erde nichts achtet, hält auch nichts mehr von den Ceremonien; und die Scaniacanen, das ist Leute die kein Blut haben, die gänzlich allen Gemächlichkeiten des Lebens, allem was den Sinnen angenehm seyn kan, sich entzogen haben, würden es für eine Schande halten, Göttern zu dienen, deren sie eine Seligkeit zu würken gar nicht bedörfen, die sie ohne dem so wohl verdienen.

Andre Pandaramen wissen Gründe zu finden, womit sie ihren Aberglauben und das Christenthum vereinigen wollen. Wir haben drey grosse Götter, sagen sie, die nur einen ausmachen; das ist eure Dreyeinigkeit. Der Zweyte dieser Herren ist in menschlicher Gestalt erschienen; da habt ihr euren Christus, eine Vergleichung, die ganz eigentlich mit den Erklärungen des Bischofs von Condom überein kömmt.

Andre Gelehrte gehen in ihren Betrachtungen noch weiter, und Mala-

bar hat seine Pirrho, seine Montagne, seine la Motte le Vayer gehabt. Der Herr Ziegenbalg versichert zwar, diese Zweifler greiffen bloß die streitigen Puncten der verschiedenen Malabarischen Secten, und nicht die Gottheit an. Dann Atheisten habe er weder unter den Hottentoten, noch unter den heidnischen Schriftstellern von Malabar angetroffen. Aber er hat wohl freygeisterische Braminen gekannt, die nach diesem Leben nichts hoften, und ihr Glück blos in dasjenigte sezten, was die Sinne kizelt.

Ihre Schrifftsteller nehmen ein mehr als stoisches Schicksal an, das sich bis auf die freyen Handlungen erstrecket; und Bruma, das ist der Nahme eines ihrer drey grossen Götter, der Schöpfer der Menschen, hat auf die Hirnschale eines jeden Menschen die Begebenheiten und die Bestimmung seines künftigen Lebens geschrieben. Die Braminen sind kindisch genug, die kleinen gezähnten Linien, welche die drey vornehmsten Nahten der Hirnschale ausmachen, für die Handschrift des Bruma anzusehen.

Die

Die Lehre von der Seelenwanderung ist einer der vornehmsten Puncten ihrer Religion. Sie ist es schon in den Zeiten gewesen, die weiter als die Geschichte der Griechen hinausreichen, und sie wird auch jezt noch, mit der allergrösten Leichtgläubigkeit von der Welt angenommen. Ein Englischer Capitain hätte bald eine traurige Erfahrung hierüber gemacht. Er handelte der Küste nach, und belustigte sich einmahl mit der Jagd, da eine Windstille sein Schiff verweilte. Unglücklicher Weise mußte er einen Vogel tödten, den sie Perumal nennen, und für das Pferd eines ihrer Götter, von dem ersten Range, ansehen. Jemand hatte den Capitain gesehen, und verklagte denselben, so gleich versammelten sich die benachbarten Dörfer. Der Englische Religionsschänder wurde gefangen, und man war im Begriff ihn aufzuopffern, da ein Mahometaner unternahm, um eine Summe Geldes zu ziehen, denselben zu befreyen. Er rieht ihm an seine Missethat zu bekennen, aber zugleich einen gültigen Grund für dieselbe anzubieten.

Der unterrichtete Engländer antwortete von dem Stuhle der Uebelthäter: Mein Vater, ist vor einiger Zeit gestorben, man hat ihn in die See geworfen, er ist eine Karpe geworden. Der Perumal war im Begriff denselben unter meinen Augen zu verschlingen, konte ich meinen Vater sterben lassen? Die Arrohagiten des Ortes waren von seiner gerechten Sache gleich überzeuget, und es kostete dem Engländer nicht mehr als hundert Goldstücke, die der Mahometaner foderte, der ihm diesen heilsamen Rath gegeben hatte.

Diese Seelenwanderung ist das Fegfeuer der Malabaren. Die Menschen sagen sie, die gänzlich nach den Gesetzen der Natur gelebet haben, kommen gerade nach dem Tode in den Sitz der Seligkeit. Aber solche Leute finden sich sehr selten, die meisten sind mit einem Laster beflecket, dem sie sich vorzüglich ergeben: damit sie nun dafür abgestraft werden, so muß ihre Seele in neuen Körpern aufleben. Die Seele eines sündigen Monarchen büßt ihre Missethaten in dem

Körper

Körper einer Sau oder eines Bettlers ab: und die Seele eines Gelehrten, dessen Unschuld nicht mit seinem Erkentnisse übereinstimmig gewesen ist, erhält zum Urtheil, in den Körper eines Königes verbannet zu werden.

An dem grossen Gerichtstage, werden die Seelen unter der Gestalt eines Wurmes, oder eines unreinen Thieres auferstehen. Da muß die Seele noch ihre Versöhnung leisten, bis sie bereitet ist, in das Land der Götter einzugehen, ein Fabelland, davon diese Völker die Charte haben, und so gar die Entfernung der Oerter und die Ausmessungen der goldenen Erde, und der Meere kennen, die von Wein und Honig fliessen, und einen Theil dieser Eliseischen Gegenden ausmachen.

Die Malabaren sind nicht gleichgültig über das Schicksal, das sie nach diesem Leben zu gewarten haben; es ist nichts, das sie nicht vornehmen, sich eines bessern Lebens zu versichern. Daher sie auch eine unendliche Menge gottselige Wercke von allerhand Arten begehen.

Es giebet welche, die zum Glücke der Gesellschaft, oder wenigstens zu einer Zierde derselben, und zu der Unterhaltung der Priester zielen. Man bauet Pagoden auf, und machet Stiftungen dazu: man läßt Wasser-Behältnisse zu den gesezlichen Abwaschungen graben, man richtet Häuser auf, die den Reisenden zur Ruhe und Erquickung dienen sollen, und man vermacht zu denselben Einkünfte, die man anwendet Wasser und Milch zum Dienste derjenigen herbeyzuschaffen, die die Müdigkeit zwinget, sich dahin zu begeben. Man bezahlet die Unkosten bey dem Verlöbnisse der Armen, und sorget hauptsächlich für die Bedürffnisse der Braminen; man bürdet seine Sünden einer Kuh auf, und ein Bramine übernimmt das ganze Pack zusammen mit samt der Kuh. Die Malabarischen Priester sind so sehr von der Kraft dieser guten Werke überzeuget, daß einer ihrer besten Gründe wieder die Mission war, man solle diesen Fremdlingen den Gefallen nicht erweisen, Wohlthaten von ihnen zu empfangen, die denselben ei-

ne

ne grosse Wiedervergeltung zuziehen würden.

Eine zweite Classe von guten Werken bestehet in den Abwaschungen, davon die feyerlichste im Meere geschieht, wo die Götter hingetragen werden, und ganze Völker sich zusammen baden. Zu eben dieser Classe gehöret das schamlose Lingam, und die Halsbänder des Rutschiram, die aus einer Art von Früchten gemacht wurden, wovon der Vorrath aus Malacca kommt. Sie meinen auf diesen Nüssen eine Vorstellung der Angesichter des Tschiwen zu finden.

Die dritte Classe machen die Bussen aus, und diese ist der einzige Weg, den die Armen haben, ihre Sünden auszusöhnen; und worzu verstehet sich der sündige Mensch nicht, damit er die Vorwürfe seines Gewissens besänftigen könne, ohne daß er verbunden sey, sein verdorbenes Herz zu bessern! Man schleppet in Italien Crucifixe nach, man geisselt sich offentlich, man hat härene Kleider, man hat Geisseln, und zuweilen bedienet man sich derselben.

Auf

Auf Malabar thut man unendlich mehr. Man trägt dort Buß-Pantoffeln, die inwendig mit Nägeln und Dornen bewafnet sind; man läßt sich den Rücken durchstechen, ein Seil durch die zwey Oefnungen der Wunde durchziehen, und sich mit demselben an eine Art von Galgen aufhängen.

Andre Bußfertige welzen sich nakend in dem Sande herum, oder bringen ganze Tage darmit zu, daß sie immer auf das Angesicht fallen, und jedesmahl wieder aufstehen, und eben diese Uebung so offt zu wiederholen, als sie einen Weg, der von der Länge ihres Körpers ist, zurückgeleget haben. Andre lassen sich auf einem langsamen Feuer beräuchern. Andre lassen ihre Haare auf vier bis fünf Ruhten wachsen. Andre setzen sich der allerstärcksten Sonnenhitze aus, und bleiben ganze Monate mit entblößtem Leibe stehen, der die senkelrechten Strahlen derselben von allen Seiten her empfängt. Andere strecken einen Arm oder ein Bein unbeweglich von sich, biß die Muskeln durch ihre Ruhe die Kraft das Glied zu regieren verlieren. Andere schiessen lange Gebe-

ter ab, da sie unterdessen den Kopf im Wasser versenket halten, oder sich auf die Hände stützen, und ihre Beine in die Höhe strecken. Andere verlassen ihr Vaterland, wandern in der Irre herum, und leben blos vom Allmosen, oder verlassen die menschliche Gesellschaft, und schlagen ihre Wohnung in Höhlen auf, wo sie sich in sich selbst verhüllen, und in der Betrachtung leben.

Man siehet aus dieser umständlichen Erzehlung, daß, so viel als die Bussen betrift, die Römisch-Catholischen Geistlichen die Malabaren nichts lehren werden, und daß ein Franciscus von Assis übel zu recht käme, wann er sich mit den Jogis oder den Dawaschis vergleichen wolte.

Der Begriff, den sich die Malabaren von der himmlischen Glückseligkeit machen, ist gewisser massen nicht ungereimt. Sie haben mystische Bücher, wo man diese Seligkeit in drey Staffeln abtheilet. Der erste bestehet darin, daß man in dem nahen Anschauen Gottes lebe: Der zweyte, daß man seinem Bilde ganz ähnlich werde, und der dritte, daß man gänzlich mit dem Wesen

sen

sen aller Wesen vereiniget seye. Das Volck hat freylich viel sinnlichere Begriffe, und so gar ihr Wedam redet blosserdings von einem ganz Mahometanischen Paradiese. Was für ein anderes Paradies könte auch wohl Thieren zukommen, die diese armen Leute gleichfalls der ewigen Seligkeit eben so fähig achten, als die Menschen selbst, und aus einer gleichen Blindheit die Pareier davon ausschliessen, weil sie unreine Dinge berühren.

Ihre Hölle ist ganz körperlich, und etwa so, wie uns die Gemählde dieselbe in den Klöstern vorstellen. Wann die Seelen der Gottlosen aus ihrem Körper herausgetreten sind, wann sie ihr Endurtheil von dem Gott des Todes Emen empfangen haben, der die Bücher des Lebens, die die Thaten der Menschen enthalten, vor sich liegen hat, so werden sie in einem Sack nach der Hölle hingetragen. Aber diese Hölle ist würklich nur ein Fegfeuer; die Seelen kommen aus derselben nach zwanzig Geschlechtern wieder heraus, und treten unter der Gestalt dieses oder jenes Thieres wieder in der Welt auf,

und

und die allgemeine Ueberschwemmung der Erde, ihr Brand an dem Ende der Tage, und ein allgemeines Gericht über die Menschen, sind zu allen Zeiten in den Büchern der Malabaren erkannt worden. Die Opfer für die Verstorbene sind bey ihnen gebräuchlich, und es giebet Priester, die Zettel verkauffen, welche dem Gotte des Todes zugeschrieben sind, und eine Empfehlung enthalten, daß man dem Vorweiser derselben ein Quartier in der goldenen Erde, oder einer andern glückseligen Gegend des Götter-Landes verschaffe.

Nichts ist bequemer, als nach seinen Begierden, so lange als es möglich seyn kan, zu leben, und seine Seligkeit nach dem Tode auf die Unkosten seiner Erben zu bewürken. Die verdorbenen Menschen, und die Priester, sind gleich steif durch den Eigennuzen angehalten, dieses Lehrgebäude zu vertheidigen; man muß sich also nicht wundern, daß dasselbe in der Welt sein Glück gemacht hat.

Die Religion des Pöbels ist sehr ungeschliffen und wiedersinnisch. Sie

nimmt

nimmt bis auf dreyhundert und dreyssig Millionen Götter an, die alle zugleich da sind, alle mächtig, alle bemühet sind, auf der Menschen Thaten acht zu haben, und dieselben dafür entweder zu belohnen oder zu straffen. Sie sind den Göttern des Homers und des Ovids durch ihre Missethaten und ihre schlechten Sitten ähnlich. Sie sind der allerschändbarsten Unreinigkeit, dem Zorn, und so gar dem Diebstal ergeben; sie sind mächtige Teufel, denen man den Nahmen von Göttern beygeleget hat, um denselben zu entheiligen.

Die Völker haben aber neben diesen Göttern noch wahre Teufel, die dafür erkannt sind, aber um deswegen nichts desto weniger von einigen Leuten der niedersten Casten angebetet werden. Diese Teufel haben die Seelen der Menschen, die sich selbst entleibet, oder die eines plötzlichen Todes gestorben sind, zu Untergebenen. Sie glauben, diese bösen Geister können die Menschen besitzen, und sie haben Beschwerungen für dieselben auszutreiben. Diese angeblichen Besessene sind aber nur Kranke,

und

und die Betriegerey der Braminen in ihren Beschweerungen ist mehr als einmal von den Missionarien entdecket worden.

Der Dienst der Götter komt mit den Neigungen dieser boßhafften Gottheiten überein. Die Pagoden der Braminen sind, wie die Tempel in Cypern, mit einer Caste von liederlichen Weibsbildern angefüllet, deren einzige Beschäftigung darin bestehet, daß sie vor ihren Göttern tanzen, und der Unzucht der Priester entsprechen: Diese schandbare Art erhält, und vermehret sich ganz allein durch ihre Ausgelassenheit: weder diese Tänzerinnen, noch ihre Kinder, können heyrathen; und von Geschlechte zu Geschlechte pflanzt sich dieses Gesindel nicht anderst, als durch das gleiche Laster fort, dem sie ihre Geburt schuldig sind.

Dieses unordentliche Wesen ist um so viel verwunderungswürdiger, da die Geseze des Landes die Hurerey nicht zulassen, und den Ehebruch hart verbieten. Können diese armen Völker dann glauben, daß die Götter sich an eben denen Unthaten vergnügen, die die Menschen selbst verabscheuen?

Das Indianische Heydenthum hat weder ein Oberhaupt, noch seine symbolische Bücher, und die Vernunft selbst enthält sich darüber zu urtheilen; man muß sich also nicht wundern, wann dasselbe in 360. verschiedene Secten eingetheilet ist. Diese Secten sind freylich sehr verträglich, und es ist in ganz Indien eine herrschende Lehre, daß die Menschen, die das Gesetz der Natur beobachtet haben, erlöset werden sollen, sie mögen nun immer von einer Religion seyn, wie sie wollen.

Die Priester sind von verschiedenen Arten. Die einen werden dazu gebohren, die andern haben keinen Beruf, als ihren blossen Willen.

Die Braminen sind alle gebohrne Priester. Sie haben keine andre Beschäftigung, als die Pagoden zu bedienen, und die öftern Feste ihrer Götter anzuordnen. Diese Feste bestehen in Processionen und Tänzen; Man muß sich nicht wundern, daß derselben viele sind, und daß eine jede Woche ihr eigenes hat. Nichts läßt angenehmer, als singend und tanzend seine Seligkeit zu bewürken, und den Himmel eben so

zu

zu erobern, wie die Helden in der Oper ihre Siege erhalten.

Diese Priester verstehen ganz und gar nichts, sie unterrichten niemahls das Volk, und sie glauben keinen Beruff zu haben, die Sitten desselben zu bessern. Tausend mahl hat ihnen vor den Missionarien das Volck vorgehalten, sie dencken nur an ihren Bauch, und bekümmern sich keineswegs um das Heil der Menschen; auch dorften sie es nicht verneinen. Wirft man ihnen ihre Trägheit und ihre Unwissenheit vor, so schicken sie die Missionarien an die Propheten, die allein sich mit der Erkenntniß der Wahrheit abgeben; und entschuldigen sich wegen der schweren Bemühungen, die ihr Götterdienst von ihnen fodert.

Die Malabaren haben zu Gesezbüchern vier Wedams, die nicht geschrieben sind, und von den Braminen auswendig gelehrnt werden, so wie es vormahls die Druiden thaten. Diese Vorsorge ist sehr dienlich, wann man das einträgliche Monopolium der Religion für sich behalten will. Die Missionarien haben gleichwohl einen Braminen

zu bereden gewußt, daß er seinen Orden um die vier Bücher ihres Wedam betrogen hat, und man findet dasjenige, das sie Jadsur nennen, in der sechs und vierzigsten Fortsetzung. Es enthält eine lächerliche Beschreibung ihrer eingebildeten Welten, mit einigen Anweisungen zu den Ceremonien, die den Götterdienst angehen. An die Morale ist darinn nicht gedacht, und der Nahmen der Tugend ist nicht erwehnt. Der Wedam ist daher den Legenden einer gewissen Kirche nur alzuähnlich, nur daß diese die Leute noch weit mehr überreden. Das vierte Buch wird nicht offentlich gelehret, und enthält blos die abergläubischen Ceremonien ihrer Zauberkunst.

Sechs andre Bücher von einem niedrigern Orden, sind das Lehrgebäude der Malabarischen Theologie, und die Lehren des Wedam sind in denselben in Ordnung gebracht. Achtzehen Bücher sind eben so viele Auslegungen von diesen, und setzen die eingebildete Geschichte ihrer Götter fort.

Ausser dieser heiligen Bücher giebt es noch eine ganze Menge, die die Sit-

tenlehre und die Wissenschaften abhandeln. Unglücklicher weise sind alle diese Bücher in der Sprache der Gelehrten geschrieben, die dem Volke, und auch selbst einem Theile der Gelehrten unbekannt ist. Auf diese Weise werden die Braminen zu unumschränkten Herren der Religion, denen der Weg zum Heile allein bekannt ist: eine Handlung, die eben so viel abträgt, als die Gold- und Diamant-Minen.

Es giebet nach den Braminen noch eine ziemliche Anzahl Priester von allerhand Arten, die aus allen Classen gezogen sind. Die Jogis das ist Reisende, die Dawaschis (Bußfertige), die Pandarams (Gelehrte), und haubtsächlich die Nianis (betrachtende), sind Leute von verschiedenen Orden, die sich gänzlich der Religion gewiedmet haben. Die Pareier so gar, die von den Braminen, denen sie sich nicht nähern dürfften, so sehr verachtet sind, haben sich ihre besondere Priester gemacht, die sie Waluwer nennen, unter denen die Missionarien geschickte Leute gefunden haben.

Da die Götter fast alle auf der Erde, und hauptsächlich in Coromandel erschienen sind, so sind daher eine unendliche Menge geheiligte Oerter entstanden, wohin man Walfahrten anstellt, und wo man glaubet, daß die Götter sich der sterblichen mehr annehmen, als in solchen Gegenden, die nicht mit ihrer Gegenwart beehret worden sind. In dem kleinen Königreiche Tanschaur finden sich dreyhundert vier und sechzig dergleichen heilige Oerter. Hier lieget wieder eine deutliche Aehnlichkeit des Heidenthummes mit einer Kirche, die sich den Titel der Wahren anmasset, da sie doch mit ausgedruckten Worten in beyden Büchern des Alten, und des Neuen Testaments verworfen wird.

Das Heidenthum kömmt ferner mit eben dieser Kirche in dem Vorzuge überein, den es den Ceremonialischen Gesetzen vor den Sittlichen giebet. Schlagt euren Vater tod, ein Tutschei, das ist eine Versöhnungs-Ceremonie, wird die Sache schon vergleichen. Aber wann ihr eine Kuh umbringet, so ist auch so gar um Geld kein Heil mehr zu finden. Eben so sind der Mangel

der

der Liebe seines Nächsten, und die Treulosigkeit in den Bündnissen nur kleine Sündchen, wann man sie mit dem Verbrechen an gewissen Tagen Fleisch zu essen zusammen hält.

Die Tugenden, die der Aberglaube lehrt, kosten unserm verdorbenen Herzen nichts. Nur die Verbesserung des Inwendigen ist uns zuwieder. Wie angenehm ist es nicht zu glauben, man habe nun diese Pflicht gethan, wann man nichts als Fische ißt!

Dieser grossen Unvolkommenheiten ungeacht, hat dennoch die Malabarische Religion eine Ehrerbietung für die ewigen Geseze der Natur beybehalten. Sie verdammt die Laster, und so gar die Laster, die man nur hat begehen wollen, und die die Gesetze nicht verbieten können, obschon die Sittenlehre dieselben mißbilliget. Die Trägheit, der Undanck, und das verlezte Gastrecht werden von den Malabaren unter die grösten Missethaten gezehlet.

Die Tugenden, die das Heidenthum anbefiehlt, sind eben die, die man in Europa hochschäzet. Der Unterscheid des Guten und des Bösen muß sehr

deutlich, und leicht zu fühlen seyn, weil er von allen Secten und von allen Religionen erkannt wird.

Unter den Positiv-Gesetzen ist das allerstärckste die Enthaltung vom Fleische, und insonderheit vom Kuh-Fleische. Man muß sich gänzlich aller Nahrung, die von Thieren kömmt, enthalten, um das Lingam tragen zu dörffen, das ein unreines Sinnbild von dem Wercke der Erzeugung ist, womit diese schändliche Religion durch einen ausdrücklichen Befehl einen andächtigen Menschen ausziert. Die mit gewissen Ceremonien geweyhte Asche von Kuhmiste hat eine grosse Macht auf die Götter; das ist eine Reliquie, womit man sich die Stirne reibet, um der Gottheit angenehm zu werden. Welche Verirrung! welche Blindheit, zu glauben, Gott werde uns unsre Sünden verziehen, weil wir einen wurmstichigen Knochen, ein wächsernes Bildchen, oder ein halbes Quentchen Asche bey uns tragen! und gleichwohl herschet diese Blindheit unter den gesittesten Völkern des Erdbodens.

Ein sehr gefährliches Stück der Malabarischen Religion, ist ihre Meynung

von dem Ursprunge des Uebels. Sie glauben, die Verdorbenheit, die sie Zorn nennen, seye den Menschen angebohren, sie sey ihm eigen, und Gott habe die Zeichen derselben auf dem Leibe des Kindes ausgedrucket, ehe es an das Tageslicht gekommen ist. Sie suchen freylich die Folgen dieser Lehre zu lindern, in dem sie zeigen, daß dieses Verderben durch die Betrachtung, und die guten Wercke könne überwogen werden. Aber sie bleibt nicht weniger die allgemeine Entschuldigung aller lasterhaften Menschen, denen man den schlechten Zustand ihrer Seele vorwirft.

Die Vielweiberey ist in Indien zugelassen. Doch ist nur den Königen erlaubet, bis auf fünf Weiber zu heyrathen; Halten sie sich aber einige Buhlschaften über diese Zahl hinaus, so kömmt es daher, weil sie sich über die Geseze erhoben glauben.

Von diesen fünf Weibern ist nur eine die wahrhafte Königin, und diese hat das Vorrecht, nach dem Tode ihres Mannes noch leben zu dörfen; die andern müssen mit ihm in den Tod gehen. Sie werfen sich in einen brennenden

nenden Scheiterhauffen, der ihre Asche mit der Asche des verstorbenen Gemahls vermenget. Diese Gewohnheit ist zum Gesetze geworden, und die Missionarien haben in unsern Zeiten Ao. 1721. und Ao. 1738. einige Witwen vom Adel gesehen, sich freywillig mit ihren Männern verbrennen. Die Marratten, von welchen das Königliche Haus von Tanschaur herstammet, haben diese barbarische Gewohnheit nicht angenommen.

Die Regierung aller Indianischen Völker ist unumschränckt, und hart aufs äusserste; und die von Tanschaur ist es um so viel mehr, wegen der vielfaltigen Streitigkeiten, die der König mit den Mogolischen Statthaltern von Narkadhu und seinen heidnischen Nachbarn hat. Der König nimmt von seinen Unterthanen drey fünftheil ihres Reises, einen übermässigen Antheil, der den Unterthanen kaum so viel, als sie zu ihrer Unterhaltung nöthig haben, überläßt. Manchmahl nimmt man bis auf drey fünftheil und einen halben. Die Awalutars, oder Oberbefehlshaber nehmen den Unterthanen ihres Bezirckes

zirckes weg, was sie nur immer kriegen können. Die Unterbefehlshaber bedienen sich der Feldwachen, Kühe und Lebensmittel zu rauben. Die Grossen haben Soldaten, die ihnen ihr Recht erhalten; und die Gemeinen, die dasselbe nicht durch Gewalt sich schaffen können, haben wenig Trost von den Gesezen zu hoffen, weil die Richter insgemein zu Gunsten dessen sprechen, der sie am besten bezahlt.

Diese Unterthanen sind in vier Casten oder Classen eingetheilet, die sich niemals durch heyrathen mit einander vermischen, und unter welchen die Niedrigern eine unendliche Ehrerbietung gegen die Obern zu bezeigen schuldig sind. Die erste Caste begreift die Braminen, die von dem Gott Bruma herstammen, und sich über den König selbst erhaben glauben. Sie dörfen für keine Missethat mit dem Tode bestrafft werden, und sie würden sich für beflecket halten, wenn jemand aus einer niedrigern Classe sie nur berühret hätte. Es ist ihnen verboten etwas zu essen, das nicht von Braminen zugerichtet ist; mit einem Worte sie haben so viele

Vorzüge

Vorzüge, daß sie dardurch dem gemeinen Wesen unnütze werden, und sich selber gewisser massen zur Last sind.

Die Tschattiren, oder Edelleute, haben den zweiten, und die Suttiren oder Bürger, den dritten Rang; der lezte ist für die Pareier, die fast aller Ehren los sind, die aller niederträchtigsten Werke über sich nehmen müssen, und sich nicht einmahl unterstehen dörften, die gleichen Götter anzubeten.

Das Königreich Tanschaur ist mehr reich als es groß ist. Seine Reichthümer kommen von der grossen Handlung her, die sie in Reis, gemahlten Tüchern, Färbeholz und andern Waaren mit den Europäern treiben, welche dieselben mit Silberstangen auszahlen. Es ist in vier Provinzen eingetheilet, die manchmahl den Brüdern des Königes zur Aussteuer dienen.

Vor etwa hundert Jahren herschte eine andre Linie in Tanschaur. Raguola-Naicker saß Ao. 1650. auf dem Throne. Er war ein gerechter Fürst, dessen Angedencken noch immer in Ehren ist. Er nahm nur zwey

Drit-

Drittheil von den Früchten der Erde weg. Er hielt auf das genauste aufs Recht, und des Nachts ließ er mit Fackeln die Unglücklichen aufsuchen, die Hilfe möchten nöthig haben.

Sein Sohn, dessen Nahmen zu weitläuffig ist, als daß man ihn hier wiederhohlen könte, war ein eigentlicher Tyrann. Er ließ zwey von seinen Söhnen Hungers sterben, weil sie zu viel Herzhaftigkeit bey einem Einfalle des Mogols gezeiget hatten. Sein Tod war seines geführten Lebens würdig, er wurde durch den König von Trisirapalli in seiner Haubtstatt belagert, sie wurde bezwungen, und er selbst getödet, nachdem man den Palast angezündet hatte, wo alle seine Reichthümer, und die zahlreichen Schönheiten seines Serails, im Rauche aufgiengen.

Eine andre Linie bestieg den Thron. Sie stammete von eben der Familie her, aus der Siwôsi, den man in Europa unter dem Nahmen von Sevagi kennet, entsprungen war. Sie regieret noch, und Egoschi Rascha war auf dem Thron, da die Mission anhub.

Er

Er war ein gerechter Fürst, und hatte eine glückliche Regierung. Aber seine Söhne Sarubôschi und Duccôschi schlugen aus der Art, und das Volck mußte darunter leiden. Die Indostanischen Völcker verheereten das Land, viele Jahre hintereinander; die Könige von Tanschaur wurden nach einer kurzen Regierung nach einander vom Throne gestürzet; Madurei und Trisirapalli wurden von dem Mogol bezwungen, und Tanschaur solte eben das gleiche Schicksal erleben, da der König sich entschloß, bey den Marattischen Fürsten als seinen Anverwandten Hülfe zu suchen.

Diese wilden, aber tapfern Völcker schlugen die Mogolischen Truppen Ao. 1740. tödeten einen ihrer Generale, machten den andern in Trisirapalli gefangen, und wurden die Befreyer ihrer Götter, die man aus Furcht vor den Mahometanern in die Erde vergraben hatte. Aber Ao. 1742. hatten sich diese Hülfstruppen noch nicht zurückgezogen, und verwüsteten selbst das Land, dem sie zu Hülfe gekommen waren.

waren. Eben diese Völker haben Ao. 1740. Porto-novo geplündert, und stellten sich, als wann sie Pontichery, die vornehmste Colonie der Franzosen angreiffen wolten.

So viel hatten wir von der Geschichte des Landes zu sagen: Nunmehr werden wir von der Mission selber sprechen.

Zweyter

Zweyter Abschnitt,

Von den Missionen.

Nachdem wir bis hieher eine Beschreibung des Landes, der Sitten und Gewohnheiten der Einwohner von Trankenbar gegeben haben, so werden wir nunmehr dem Leser die Absicht und die Folgen einer Mission bekannt machen, die für die protestantische Religion eine Ehre ist. In diesem Lande nun lieget Trankebar, oder Taragu-Wadhi, eine Dänische Colonie mit einer Festung.

Die Stadt hat Ofre Giedde, ein Edelmann aus dieser Nation, von dem Fürsten von Tanschaur, Ao. 1621. erhandelt, und seit dem ist sie beständig

beständig von den Königen von Dänemark besessen worden. Sie enthält etwa fünfzehentausend Seelen, meistentheils Heiden oder Römisch Catholische. Man findet einen genauen Plan davon in der neun und zwanzigsten Fortsetzung.

An diesem Orte hat der gottselige Friderich IV. eine Mission angeleget, die von Tag zu Tag auf eine beträchtliche Weise zunimmt. Das Herz dieses Fürsten war mit einer rechtschaffenen Ehrfurcht für die Religion durchdrungen. Man weiß, daß er Ao. 1709. eine grosse Abneigung zeigte, mit den Schweden einen Krieg anzufangen, und daß er vielleicht die Zerstreuung ihrer Völker bey Pultawa sich nicht zu nutze gemacht hätte, wann sich sein Gewissensrath nicht für die Gerechtigkeit der Sache erkläret hatte. Das wird einem L= = = oder einer E = = = schwach und vielleicht gar kleinfügig vorkommen.

Die herschsüchtigste Religion von der Welt beugt sich vor dem Ehrgeitze der Fürsten, und ihren Beichtvätern ist es eine leichte Sache, das Gewissen der Grossen bey dem Bruche der feyerlichsten Verträge zu besänf-

tigen. Die Andacht, die in dieser Kirche herschet, scheint an den Höfen nur als eine Wiedervergeltung statt zu haben. Man hat den unanständigen Begriff von dem Herren der Welt, daß man glaubt, seine Gerechtigkeit lasse sich durch die Ergebenheit befriedigen, die man seinen Priestern erweißt.

Die Anhänger dieser Kirche machen eine Art eines Vergleiches mit Gott. Sie versprechen ihm in der gleichen Zeit Stiftungen und Tempel, in dem sie seinen furchtbaren Nahmen entheiligen, und ihn blos anruffen, um ihre betriegerischen Tractaten noch betrieglicher zu machen.

Friderich IV. sah mit Bedauren, daß viele tausend Heiden unter seinem Scepter lebten, ohne daß man sich die geringste Mühe gab, sie aus ihrer Blindheit herauszuziehen. Er bemerkte mit einer gewissen Schamhaftigkeit, daß die Protestanten sich einzig mit der Handlung abgeben, ohne sich auch so gar aus Danckbarkeit des Heiles dieser Völker anzunehmen, von denen sie so viele Vortheile zogen.

Der

Der Nahme Jesu Christi ist aber auf Malabar eben nicht unbekannt. Seit vielen Jahrhunderten hat sich auf der Westlichen Küste desselben eine beträchtliche Anzahl Thomas Christen a) aus der syrischen Gemeinde befunden. Man glaubet nicht, daß man hierüber die wahre Zeit ihrer Bekehrung den Ausspruch geben dörffe, und die Dänischen Missionarii haben das berühmte Creutz zu schanden gemacht, welches zu St. Thomas soll gefunden worden seyn, wovon eine Beschreibung Ao. 1722. zu Lisabon herausgekommen ist. Sie haben erwiesen, daß die Nahmen der Königen Pandyen und Schoren, die auf der Ueberschrift erscheinen, älter als Christus, sind. Diese syrischen Christen werden in drey Gemeinden abgetheilet. Ein grosser Theil derselben ist von den Römisch-Catholischen in der Zeit zum Gehorsam gebracht worden, da die Portugiesen Meister von Cochin waren, mehr

a) Der Herr de la Croze hat die Geschichte eben dieser Christen geschrieben.

als siebenzig Kirchen wurden damahls mit der Römischen verbunden. Ihr Oberhaubt nennte sich in diesen letstern Zeiten Mar-Gabriel; aber Mar-Thomas, der von Antiochien dahin kam, empörte sich wieder dieselben, und mußte dabey sein Leben in die Schanze schlagen, dann Mar-Gabriel hatte Meuchelmörder ausgeschickt, die ihn in seinem eigenen Hause umbrachten. Ein andrer Mar-Thomas ist auf denselben gefolget, und diese alte Kirche hat wieder einen Theil ihrer Freyheit erlanget. Sie halten nichts auf den Bildern, sie verwerfen die Verwandlung in dem heiligen Abendmahl, aber sie haben die Lehrsätze des Eutyches angenommen.

Die Haupt-Kirche dieser Christen ist ganz nahe bey Madras; die Christen von der Westlichen Küste gehen nach dem berühmten Berge St. Thomas hin, ihre Andacht zu verrichten, welches eine gefährliche Reise von sechzig Tagen macht. Diese heilige Stelle ist noch unter der Bottmäßigkeit der Portugiesen, obgleich dieselben durchgehends von der Küste von Coromandel

del verjaget worden sind. Ein Römischer Bischof hat dort seinen Sitz, aber seit einigen Jahren haben ihn die Trennungen seiner Gemeinde gezwungen, anderswo zu wohnen.

Näher bey Trankenbar, und in dieser Stadt selbst, finden sich andre Christen in einer unendlich weit grössern Anzahl.

Die Römisch Catholischen Missionarien haben sich in den Königreichen Tanschaur und Madurei vor mehr als hundert Jahren niedergelassen: und die Anzahl der Bekehrten ist in diesen leztern Zeiten biß auf hundert tausend Seelen gestiegen, die in acht und funfzig Diocesen, und eben so viele Kirchspiele eingetheilet sind. Ihre vornehmsten Missionen haben sich zu Aur, und zu Elacuridschi, nicht weit von Tanschaur niedergelassen; Pondischeri ist auch immer mit französischen Jesuiten wohl versehen, die sich die Bekehrung der Heiden, die unter französischer Bottmäßigkeit stehen, angelegen seyn lassen. Es finden sich überdem noch zwölf andre Missionen in Madurei und Carnate.

Man muß sich aber diese vielen Bekehrungen nicht ärgern lassen *). Sie verdienen weder durch die Mittel, durch die

*) Wir wollen hier einige Betrachtungen nachhohlen, die der Herr **Haller** bey einer andern Gelegenheit in der *Bibliotheque raisonnée* gemacht hat, (T. XXXVII. P. II. p. 277-279.) Man erkennet in denselben, wie in vielen Stellen der vorgetragenen Geschichte von Malabar, den Verfasser der Gedichte über **Vernunft, Aberglauben und Unglauben**, und die **Falschheit der menschlichen Tugenden.** Die Römische Kirche und eine gewisse Gesellschaft haubtsächlich, sagt er, werfen uns alle Tage ihre Missionen, ihre Märtyrer und ihre Wunder vor. Wir sind sehr entfernet so wenig Mässigung zu zeigen, als wie sie: Doch können wir uns nicht enthalten, eine Betrachtung zu machen, die alzunatürlich und zu gerecht ist. Ist es glaubwürdig daß **Gott** zu Bekehrung der Ungläubigen, der nehmlichen Art von Leuten sich bediene, die die **Clement, Ravillac** und **Garnet** beseelet? die das Blutbad im Valtelin, am St. Bartholomäus-Tage, und in Irrland angerathen, gut geheissen und vertheidiget haben? Die die Könige zwingen ihre getreuen Unterthanen zu verfolgen? Die die Hände verzweiflungsvoller Aufrührer mit Stahl und Feuer bewafnen? Die in ihren Verfolgungen, weder die Kraft der Bündnisse, noch die Ehrerbietung, die man der Tugend schuldig ist, erkennen? Die den Königs-Mord predigen? Wann die Apostel den Argwohn von der allergeringsten dieser Missethaten auf sich gezogen hätten, wären sie nicht der Vorwurf der Verabscheuung

die sie bewürket werden, noch durch die Folgen davon, das die Protestanten

scheuung des ganzen menschlichen Geschlechtes geworden? Und wäre die Christliche Religion jemahls im Stande gewesen, die Herzen der tugendhaften Heiden zu bezwingen, wann ihre Vertheidiger nicht die sanftmuths- und gedultsvolle Sittenlehre ihres HErren JEsu ausgeübet hätten?

Man lese, wie ich, die Nachrichten von den Bekehrungen, die die Missionarien aus dem Jesuiter-Orden bewürken. Siehet man die Zeichen des Christenthummes an denselben? Eifer trift man an, und das ist auch, worinn sich die Neubekehrten hervorthun. Dieser Ausdruck bedeutet einen grausamen Haß, den ihnen ihre eigennützigen Prediger einblasen. Der P. Charlevoix rühmt sich der gesegneten Würkung dieser Unterrichtungen, und der P. Bouchet führt an der andern Seite des ersten Meridians die gleiche Sprache. Die Wilden, die den Römischen Glauben angenommen haben, machen sich mit der Communion zu den barbarischen Thaten wieder die unglükseligen Englischen Pflanzer bereit, die ihnen eine unbarmherzige Religion einflösset. Nachdem sie schon funfzig Jahre in dem Christenthumme leben, fahren sie immer fort, ihre Feinde zu verbrennen, auszuschinden, und ihre Häute als Siegeszeichen zurück zu bringen, ohne daß ihnen ihre Missionarien im geringsten etwas darwieder einwenden. Fraget diese Neubekehrte nicht, was sie glauben. Die tiefe Unwissenheit, in welcher man sie läßt, würde sie hindern zu antworten. Haben sie die heilige Schrifft gese-

auf dieselben eifersüchtig seyen. Ich glaube, man könne den Dänischen Missionariis hierüber Glauben zustellen, obgleich dieselben von einer andern Kirche sind. Ihre Nachrichten kommen alzusehr mit dem Zustande der Römischen Kirche in Italien und Spanien überein, als daß man einigen Zweifel in dieselben setzen solte.

Diese angeblichen Neubekehrten werden auf keine Art von ihren Priestern unterrichtet, sie hören nicht von dem Evangelio sprechen, das ihnen ausdrücklich zu lesen verboten ist. Die Missionarii

---

hen? Kennen sie die fundamental Geheimnisse der Verdorbenheit des Menschen, und seiner Gerechtsprechung, durch den **Gott**, der im Fleische erschienen ist? Die **Maria** beten sie an, sie verehren den heiligen **Xavier**, und wollen mit Ceremonien, mit Reliquien, mit Gebetern in einer unbekannten Sprache, die göttliche Gerechtigkeit befriedigen. Ich fodere diesen so gelehrten, und so sehr auf seinen Nutzen bedachten Orden aus, mir ein einiges Beyspiel einer wahren Bekehrung anzuführen, einen einigen Wilden, dessen Herz sie gebessert, und den sie zu einem erleuchteten, gerechten, und sanftmüthigen Christen gemacht haben, so wie es die Reinigkeit des Glaubens, den sie ihnen ankündigen sollen, erfodert. **A. d. U.**

rien predigen niemahls, und lehrnen sehr selten die Sprache des Landes. Die Messe und der ganze Gottesdienst wird in einer Sprache verrichtet, die dem Volke unbekant ist. Das Geheimnis von der Erlösung wird gar nicht in ihren Unterrichtungen berühret. Es ist genug, das *Credo*, das *Pater-noster*, und die Anbetung der Maria zu lehren, um Christen zu machen, die eben so erleuchtet, eben so eifrig sind, als die Einwohner von Italien oder Portugall. Oft, damit die tausende der Bekehrten vollzählig werden, nimmt man sich die Freyheit heraus, kranke, oder Findel-Kinder, und Leute, die in ihren lezten Zügen liegen, dazu zu schlagen, die die Empirischen Catecheten ohne ihr Vorwissen mit Wasser besprenget haben, und dazu einige zur Austheilung des Sacramentes gehörige Wörter aussprechen. Oft haben die Heiden unverschämter Weise den Dänischen Missionariis Geld gefodert; Die Römisch-Catholischen, sagten sie, würden uns auch geben, wann wir in ihre Kirche gehen wollen.

Die Römischen Missionen bestehen aus Italiänischen und aus schwarzen Priestern: jener Anzahl ist sehr geringe, diese sind in der tiefsten Unwissenheit, und besitzen nicht die Fähigkeit, den geringsten Unterricht den Heiden zu geben. Zu diesen kommen noch die Malabarischen Catecheten hinzu.

Die weissen Priester lieben den Pracht und die Hoheit, die der Römischen Kirche so eigen ist. Sie geben den Oberkeitlichen Personen Geld, damit sie die Erlaubniß haben, auf Elephanten spatzieren zu reiten. Sie legen sich den Nahmen von Braminen zu, die von Rom kommen, und deren Kerendum die lateinische Sprache sey. Sie lassen sich ganz ohne bedencken Swämi und Tambiram heissen, Nahmen, die der Gottheit eigen, und von den Braminen manchmahl unrechtmässiger Weise sich zugeeignet worden sind; die aber die Dänischen Mißionari beständig ausgeschlagen haben. Sie reisen zu Pferd, und haben die Hoheit ihres Ranges, und das zärtliche Wesen ihres Temperamentes zu erhalten, einen Koch, der ein Bramine ist, hinter sich her.

Aber

Aber wann diese Priester einer seits schon hochtrabend sind, so schmeicheln sie doch anderseits den Heiden auf eine niederträchtige Weise. Sie machen sich kein Bedencken, die Stirn mit gelber Erde, wie die Pandidischen Brahminen, zu reiben, und das Kuttirä-Tschan, oder das Halsband von geheiligten Nüssen, und das Ohrengehänge nach der Braminischen Art zu tragen.

Ihre Neubekehrte sind nicht gewissenhafter. Sie behalten, ohne Bedencken, die Vielweiberey bey, die der menschlichen Verdorbenheit so angenehm ist. Es giebet welche, die Vorsteher von Heidnischen Pagoden werden, und zugleich dem Kuttiren und Christo dienen. Ihre Processionen gehen mit den Heidnischen die gleichen Tage vor, und nichts könte sich ähnlicher seyn: sie haben gleichfals Trommeln und Pauken, und verlarvte Tänzer, sie unterlassen aber gleichmäßig, in beyden Religionen, alle Arten von einem moralischen Gottesdienste. Der ganze Unterscheid lieget blos in dem Nahmen der Götter, deren Bilder herum getragen

tragen werden; auch hat es sich zum Glücke gefunden, daß, die Nahmen von Xavier und Maria noch so ziemlich mit den Nahmen gewisser heidnischen Gottheiten überein kommen, und daß man sie mit diesen bequem hat verwechseln können.

Die Catecheten der Römischen Kirche sind hier sehr zahlreich. Ein Missionarius hat wohl dreyssig, die unter ihm arbeiten. Es sind Handwerksleute oder Aerzte, die sich die Stirn mit der geheiligten Asche reiben, wodurch sie den Verfolgungen entgehen, und das Land durchreisen, damit sie iemand mit der Tauffe überraschen, oder irgend einen Heiden gewinnen können, der nur andre Götter anzunehmen glaubet, wann er Catholisch wird. Maria, sagen diese guten Apostel, ist wohl weit grösser als Christus, dann in dem Pater sind hundert und fünfzig Gebeter an sie gerichtet, und zu Ehren ihres Sohnes erscheinen nicht mehr als drey und dreyßig.

Diese einfältigen Leute treiben eine vortheilhafte Handlung mit Reliquien, die sie sehr wohlfeil geben können; es

sind

sind papierene Maasse von dem Fusse Jesu Christi, mit denen ein Ablaß von sieben Jahren verknüpfet ist: eben solche Maasse von dem Fusse der Maria, die dem heiligen Alfonsus erschienen ist, und andre Merkwürdigkeiten, deßgleichen man in den Erzählungen des Boccaccio nachschlagen kan.

Die Teufel treiben sie auf eine ganz einfache Weise, mit starcken Stockschlägen aus, eine Art, die sie den Bedienten der Tollhäuser nachthun.

Die Buchdruckery ist seit langer Zeit in Goa verabsäumet worden. Man giebet sich die Mühe nicht mehr, die man von der Unterrichtung nicht trennen kan; und wann man schon letsthin eine Presse zu Manilla gehabt hat, so ist sie doch nur für eine Schrift wieder die Protestanten gebraucht worden, die nach der bekannten Wahrheits-Liebe der Römischen Kirche eingerichtet war.

Christen von dieser Art machen dem Evangelio keine Ehre, und Friedrich sah nichts desto weniger Coromandel für ein Land an, wo Christus noch gar nicht geprediget worden wäre.

Dieser

Dieser König ließ den 29. November 1705. die Herren Bartholomäus Ziegenbalg und Henrich Plütschau abreisen, die sich der Bekehrung der Ungläubigen wiedmeten. Herr Lütgens, ein Gottesgelehrter, dessen Angedencken in Dänemark verehret wird, hatte diese Wahl getroffen.

Der erste dieser Geistlichen, der wahre Indianische Apostel *) scheint ein Mann von einer unveränderlichen Standhaftigkeit, und einer einnehmenden Beredsamkeit gewesen zu seyn. Er hatte einen feurigen Eifer für die Religion, die er allen Vortheilen, die die menschliche Klugheit geben kan, vorzog. Er war ein Mann von einem melancholischen Temperamente, das sich ganz einer einzigen Sache ergiebet, und sich allein mit dem Vorwurfe beschäftiget, den es sich genommen hat.

Ihre

---

*) So nennet ihn der Herr de la Croze, weil er der erste ist, der das Evangelium in die Malabarische Sprache übersetzet, und zu erst den Nahmen Jesu Christi ohne Einmischung der Fabeln geprediget hat.

Ihre Reise war glücklich. Sie langten zu Trankebar den 9. Julius 1706. an. Hier fanden sie sich in einer neuen Welt, wo die abergläubischen Ceremonien der Heiden sich unter ihren Augen verrichteten, ohne daß sie denselben ein einziges Wort entgegen setzen konten.

Sie mußten den Anfang mit Erlehrnung zweyer Sprachen machen, die eine war die Portugiesische, die andere das auf Coromandel gebräuchliche Tamulische. Die Portugiesische Sprache, wie sie in Indien geredet wird, ist ein verdorbenes Mischmasch, der einige Ueberbleibsel der Eroberungen, die diese Nation vormahls gemacht hatte, eine Sprache, die sich zu dem wahren Portugiesischen, wie die sogenannte Lingua Franca zum Italiänischen verhält. Es ist die ordentliche Sprache der Sclaven und der Soldaten der Compagnie, davon ein grosser Theil aus braunen Portugiesen besteht, die von den ersten Bezwingern von Indien herstammen, und deren viele lieber in dem Lande bleiben wolten, wann schon andre Nationen sich ihrer festen Plätze bemächtigten.

Das Malabarische ist einem Europäer sehr schwer. Baldaeus und Gedes haben abgesprochen, es seye unmöglich dasselbe zu erlehrnen, wann man nicht in diesem Lande gebohren worden. Die Römischen Missionarien nehmen selten die Mühe mit einem so beschwerlichen Wercke sich abzugeben. Und in der That wie soll man diese Sprache lehrnen? Herr Ziegenbalg fand nicht einen einzigen Europäer, der genug Malabarisch verstund, daß er eine Uebersetzung hätte machen können, er traff auch kein Buch an, das ihm zu einer Anleitung gedienet hätte. Er entdeckte einen einzigen Weg zu seiner Unterrichtung vor sich, einen Weg, der für einen jeglichen Menschen alzudemüthigend wäre, der einen andern Zweck, als den Dienst des Evangelii, haben würde. Er machte mit einem Malabarischen Schulmeister einen Vertrag, und sezte sich zu seinen Füssen unter eine Schaar von Kindern nieder, die bey ihm lesen und schreiben lernten. Er lernte da auf dem Sande Characteren schreiben, davon man ihm wohl die Aussprache half begreiffen, deren Deu-

Deutung ihm aber unbekannt blieb, und nahm das nehmliche Tagwerck über sich, das dieser nakten Jugend aufgetragen wurde. Was für eine Einfalt! Wie standhaft muß man wohl seyn, sich hierzu zu entschliessen! Dann nichts widersteht dem angebohrnen Stolze der Menschen so sehr, als was uns lächerlich und verächtlich macht.

Die Begierde des Herren Ziegenbalgs war so groß, daß er in weniger als einem Jahre die Malabarische Sprache so wohl erlernte, daß auch die gelehrtesten Leute in diesem Lande die Zierlichkeit seiner Ausdrücke bewunderten. Von dieser Zeit, und vom Jahr 1708. an, bemühte er sich das Evangelium zu übersetzen, kam damit Ao. 1711. zum stande, und ließ es Ao. 1714. in Trankenbar drucken. Er sezte auch ein Wörterbuch von zwanzig tausend Wörtern auf, und ein anderes, wo er siebenzehntausend Wörter in Ordnung gebracht hatte, die aus den Dichtern gezogen waren. So bald er reden konte, bediente er sich dieser neuen Gabe allein zu der Ausbreitung des Christlichen Glaubens. Er fand sich

bey den heidnischen Festen, in den Pagoden, bey den geheiligten Teichen, und überhaupt an allen Orten ein, wo sich die Heiden versammelten. Da machte er die Braminen beschämt, in dem er ihnen das lächerliche ihrer Götterlehre zeigte, und er erweckte die Verwunderung bey den Heiden, die niemals einen Menschen hatten reden hören, wie dieser Deutsche Priester sprach. Oft hielten die vornehmsten Gelehrten aus den Heyden und Mahometanern, ordentliche Versammlungen, und disputirten mit ihm der Ordnung nach. Die Reinigkeit der christlichen Sittenlehre hat einen Glanz, der auch die härtesten Herzen der Barbaren einnimmt. Man sah, wie die Pandaramen, die Lewis, (die mahometanischen Priester), und die Braminen, die Kraft der Wahrheit empfanden, und nicht anders als stammelnd antworten konten. Alle diese Gespräche sind nach den Aufsätzen abgedruckt, die Herr Ziegenbalg auf der Stelle abfassen ließ, und für die männliche Beredsamkeit dieses Missionarii sehr ruhmwürdig herauskommen.

Man

Man weiß, daß die Mahometaner fast unverbesserlich sind, und sich wenig Exempel von Bekehrungen finden, die unter ihnen seyen gewürket worden. Ihre Religion, die von dem fabelhaften etwas mehr befreyet ist, da sie dieses mehrentheils zu Allegorien machen, scheint nicht unvernünftig genug, daß sie darüber erröthen dürfen. Sie glauben an einen Gott, sie halten dafür, daß sie demselben seine Ehre erweisen, und bilden sich ein, dieses seye genug. Ihr fundamental-Fehler ist, daß sie die äusserste Verdorbenheit des Menschen nicht erkennen, und sich schmeicheln, der Mensch könne sich selbst mit der Gottheit aussöhnen. Ueber dem macht sie ein gewisser äusserlicher Glanz ihrer Religion stolz, weil sie in Europa, Asien und Africa mächtig ist, und pflanzet ihnen eine unbillige Verachtung gegen die demüthige Wahrheit des Evangelii ein.

Die Malabaren sind viel unterwürfiger und biegsamer. Sie kamen von allen Seiten her das wahre Gesetz, wie sie es zu nennen pflegten, anzuhören. Die Braminen selbst nahmen mit Ge-

lindigkeit die Unterrichtung der Missionarien, und so gar die Vorwürfe an, die man ihnen über ihre schändliche Gleichgültigkeit für das Heil ihres Volkes machte. Sie bekannten mehr als einmahl, daß ihnen die wahre Weisheit fehle, und daß ihre Ceremonien, und ihr Götterdienst keinen andern Endzweck habe, als ihre Familien zu ernähren. Wie groß ist nicht diese Demüthigung an Priestern! Was für Pein was für Marter würde man nicht erfinden, den Uebermuth desjenigen zu bestraffen, der sich unterstünde, den Vorstehern der Römischen Kirche diesen Vorwurf zu machen, die doch ohne anders viel eiteler sind, als die Braminen selbst.

Herr Ziegenbalg und Herr Plutschau erfuhren bald, daß es ihnen leicht sey zu überwinden, aber daß sie damit keine Eroberungen machten.

Herr Bourguet *) räth ihnen in einem merckwürdigen Brief an, den er dem

*) Man findet denselben in dem 2ten Theile der *Amœnitat. Literar.* des Herrn Schelhorn.

dem Herren Ziegenbalg zuschrieb, sie solten die Bekehrungen mit einer aus der Natur hergenommenen Erweise des Daseyns eines Gottes anheben.

Diese Uberzeugung mangelt den Heiden nicht, und übrigens ist die Absicht nicht, sie bloß zu beschämen, sondern sie müssen gebessert werden. Dieses ist die grosse Hinderniß bey den Bekehrungen, und der wahre Unterscheid zwischen der Arbeit der Römischen und der Trankenbarischen Missionarien. Die Catholicken suchen nur zu bereden, die Protestanten wollen die Menschen unterrichten und sie bessern.

Der Herr Ziegenbalg wiederholte alle Tage die traurige Erfahrung, daß eben die Leute, die so sehr von seinen Predigten gerühret, und durch die Vortreflichkeit der christlichen Sittenlehre überzeuget waren, nichts destoweniger Heiden blieben. Es braucht mehr, als man wohl glaubet, einem verdorbenen Herzen dasjenige zu entreissen, was seine Lust gemacht hat, und einen Menschen, der von Natur träge ist, zu bewegen, sich dem Hasse der Seinigen, und der Armuth blos zu setzen, und sich

seinen liebsten Lastern zu entziehen, einzig und allein, weil das Gewissen überzeuget ist. Die Malabaren bekannten insgemein am Ende ihrer Unterredungen, daß sie in der Sünde und in der Unwissenheit lebten; daß Herr Ziegenbalg den wahren Weg zum Heile lehre; aber daß es ihnen nicht möglich wäre, denselben zu betreten, da überdem dieser nicht der einzige seye; daß man der Gottheit durch die Mildthätigkeit und die guten Wercke gefallen könne, der äusserliche Dienst möge dann seyn, wie er immer wolle, und endlich, daß sie in solchen verdorbenen Zeiten lebten, in welchen man sich vor den Sünden nicht verwahren könne.

Diese traurigen Erfahrungen brachten den Herrn Ziegenbalg dahin, eine andre Methode zu versuchen, die den Römischen Missionarien unbekannt war, und sich mit ihrem Stolze nicht vergleichen ließ. Er nahm sich vor, aus den Händen der Unschuld sich Kinder zu wählen, deren Herz noch nicht Zeit gehabt hatte, sich zu verderben, und nicht eher von ihnen zu weichen, als bis er sie in den Armen der wahren Religion verlas-

verlassen könnte. Mit einem Worte, Herr Plütschau und Er machten öffentlich bekannt, daß sie umsonst wolten Schule halten, wo allerhand Kinder aufgenommen, und daselbst lesen, schreiben, rechnen, und alles was man von der Kindheit verlangen kan, lernen solten.

Der Zulauf bey diesen Schulen war ungemein groß. Schon Ao. 1714. waren derselben in der Stadt und den umliegenden Gegenden vier und zwanzig, und fünfhundert fünf und siebenzig Kinder wurden in denselben unterrichtet. In diesen Anfängen, da die Missionarien keine andern Gehülfen als die heidnischen Schulmeister hatten, konten sie die Kinder nichts lehren, als die Sittenlehre, und einige aus der Bibel gewählte Sprüche, deren Vortreflichkeit den Heiden selbst gefiel. Aber nach und nach fanden sie mittel und wege, die Schulmeister selbst zu überzeugen, und die Herzen der Kinder zu gewinnen; und diese Anordnung trug am allermeisten zu der Fortpflanzung des Evangelii bey. Die Malabaren selbst bewunderten die Gutthätigkeit, die diese

erlauchten Vorsteher ihrer Schulen beseelte, und zählten dieselbe unter die alleredelsten Werke.

Man ließ es aber nicht einzig bey den Schulen bewenden. Herr Ziegenbalg trat mit den Braminen und Pandaramen in einen Briefwechsel ein, er kündigte denselben den Weg zum Heile an, und diese gaben ihm anderseits von ihrer elenden Mythologie Nachricht. Man hat zwey ganze Bücher von diesen Briefen, die sehr merckwürdig und lehrreich sind. Man sieht in denselben das innere Gemüthe der Nation, so wie es die Natur selbst entworfen hat. Er übernahm auch noch offentliche Unterweisungen für die Sclaven und Kinder der Christen zu halten, und sparte nichts was zu der Erleuchtung dieser armen Leute dienen konte, die in der Unwissenheit aus Mangel der Prediger und Schulen waren auferzogen worden. Die Herren Ziegenbalg, Schulze, Pressier, und einige andre von ihren Nachfolgern begnügten sich nicht mit der stillen Bemühung, in den Schulen, Unterweisungen und Zusammenkünften; sie thaten verschiedene

Reisen

Reisen mit vieler Mühseligkeit in das innere des Landes, und kündigten das Evangelium an Oertern an, wo es gänzlich unbekannt war. Dann ist es das Evangelium, das die Römischen Missionarien predigen? Ist Jesus Christus in die Welt gekommen, uns von Rosenkränzen, von Ave Maria und Bildern zu unterrichten?

Tausend und tausend Hindernüsse wurden ihren gottseligen Bemühungen in den Weg geleget. Die erste kam von denjenigen her, die ihnen beyspringen solten. Der Dänische Commandant wiedersezte sich der Mission, er that alles was in seinem Vermögen war, damit dieselbe fehlschlüge, er ließ es sogar zu einem offenbaren Ausbruch kommen, und sezte den Herren Ziegenbalg in dem Schlosse gefangen, der, feuriger als sein Mitarbeiter, die Sachen mit dem meisten Ernste betriebe.

Es finden sich unter allen Nationen Vorurtheile. Die Malabaren haben die ihrigen, die nicht geringer sind, als diejenigen, die man bey den mittägigen Völckern von Europa antrift. Sie haben die gleiche Ehrfurcht für das Vor-

zügliche Alter ihrer Religion, die gleiche Zuneigung für liederliche Ceremonien, das gleiche Vertrauen auf ein selbstverleugnendes Leben und die guten Werke. Sie haben ausser dem, einen unendlichen Wiederwillen wieder das, was sie Unreinigkeit nennen. Ihre Gelehrten wissen den Missionarien nichts vorzuwerfen, als ihr Wein trincken, ihr Kuhfleisch essen, die Vermengung der Casten, und die Unterlassung der ceremonialischen Abwaschungen. Diese Vorurtheile würckten mit mehrerer Macht nach dem Verhältnisse der angebohrnen Trägheit dieser Nation, die sehr leicht anhöret und beantwortet, aber fast ganz und gar nicht mit Gründen in Bewegung gesetzet wird.

Die Braminen begriffen nur alzusehr die Vortreflichkeit unserer Sittenlehre, und die Anständigkeit unsrer Gedancken von dem obersten Wesen; aber solten sie ihre Pagoden, den einzigen Unterhalt für Leute verlassen, die alzuadelich sind, etwas zu lernen.

Das ganze Vertrauen verschwand, und der Bramine gieng hin, die gleichen Göt-

ter zu verehren, die er blos vorher für Steine erkennet hatte.

Die Verfolgung ist zu allen Zeiten der Predigt des Evangeliums auf dem Fusse nachgefolget. Die Bekehrten mußten bald alle Arten derselben aussehen. Die Handwercke sind durch ganz Indostan in den Familien erblich. Die Heiden machten ein neues Gesetz, einen jeden aus ihrem Mittel auszustossen, der ein Protestant geworden wäre; dieses war ein Bann, der einem Menschen auf einmahl der Möglichkeit beraubet sein Handwerck auszuüben, und von seinen nächsten Anverwandten einige Hülffe zu hoffen. Die Catholicken hatten diese neue Straffe unter dem Vorwande erfunden, daß die Neubekehrten aus Trankenbar meistentheils Pareier wären, folglich würden diejenigen von einem erhabenern Stamme, die ihnen folgten, sich verunehren, und selbst Pareier werden.

Die Kraft des Vorurtheiles ist hier so groß, daß die niedrigern Classen ohne Wiederwillen sich dem stolzen Unterscheide ergeben, der sie den edlern unterwirft, und würcklich noch, da viele

tausend

tausend Heiden das Evangelium angenommen haben, darf man doch nicht, einen Catecheten, der sich durch seine Arbeit hervorgethan hat, zum Priester machen, einzig und allein, weil er ein Pareier ist, und die Suttiren niemals das Abendmahl aus seiner Hand empfangen würden.

Diese Verfolgung gieng bey den Catholicken wohl viel weiter. Es ist wahr daß die Heiden die Schule zu Tilleärhi niederrissen, obgleich dieselbe auf dem Dänischen Boden erbauet war; aber jene begnügten sich damit nicht. So bald als die Dänische Mission etwas in dem Lande bekannt war, machte Beschi, ein Missionarius zu Elacuritschi bekannt, man müsse mit den Ketzern nicht einmahl sprechen, und befahl, man solte mit Prügeln ihre Catecheten abweisen. Er ließ die Protestantischen Bücher und die Nahmen einiger Personen aus seiner Kirche verbrennen, die zu Trankenbar das Abendmahl empfangen hatten. Da die Uebersetzung des Evangeliums herauskam, begieng er die Niederträchtigkeit auszustreuen, man lasse in demselben zu seine

eigene

eigene Schwester zu heyrathen, weil man in der Epistel an die Corinther die Ausdrücke des Paulus beybehalten hatte. Man ließ auch lächerliche Verläumdungen wider Luthern ausgehen, der, wie man sagte, als einer der zwölf Apostel des Pabstes sich wieder denselben empöret habe, weil er wegen Schändung einer Jungfrau zur Strafe gezogen werden solte.

Auch hierbey blieben sie noch nicht stehen, das Blut der Ketzer ist ihnen viel zu angenehm, als daß sie dasselbe durchgehends, wo sie im Stande sind den Meister zu spielen, nicht vergiessen solten. Zu St. Thomas ertapten sie einen neubekehrten Protestanten, und legten ihn in Bande, um mit demselben an einem Auto-da-Fe zu Goa prangen zu können. Die Mahometaner, auf deren Gebiete sie diese Grausamkeit begangen hatten, bekamen zu allem Glücke Nachricht davon, und befreyten diesen Unglückseligen. Rajanaiken, ein eifriger Catechete, war sehr oft in Gefahr, von ganzen Schaaren aufrührischer Catholicken, die ihre Catecheten an der Spitze hatten, ermor-

der

det zu werden. Sein Vater verlohr in einem andern Auflauffe, der durch die dieser Kirche so eigene Wuth, war erreget worden, würklich das Leben. Josua, ein protestantischer Catechete, brachte mit Noth sein Leben aus den Händen dieser Mörder davon, die ihn für todt auf dem Platz gelassen hatten.

Die Reisen durch das Land sind hier mit vielen Beschwärden begleitet. Der Könia von Tanschaur ist auf einen jeden Weissen sehr eifersüchtig, der durch seine Staaten geht. Man trift bey jedem Dorfe Zöllner an, die die Europäer auf die unbarmherzigste Weise mit Aufladen beschweren, sie thun noch mehr, sie halten sie an, biß man durch schweres Geld ihre Befreyung von dem Hofe zu Tanschaur erhalten hat, welches ohne eine Menge Geschencke niemahls geschiehet. Die Hitze des sandigten Landes, und der Sonne, die gar viel stärcker ist als bey uns, der Mangel an einer Europäischen Zubereitung der Speisen, sind noch so viele Hinderniße, die ohne eben unüberstеiglich zu seyn, nichts destoweniger abschrecken können.

Der

Der Mangel an Arbeitern ist aber eine weit grössere Hinderniß. Was konten doch zwey Menschen unter so vielen tausend Heiden thun, die sich nur einer nach dem andern ergaben, nachdem man sie zwanzig mahle überzeuget hatte.

Auch die Armuth der Mission war der Aufnahm derselben hinderlich. Man muß unumgänglich die Kinder der Armen ernähren, wann man sie unterrichten will; und diejenigen, die sich sonst unterweisen liessen, waren unvermeidlich verbunden, ganze zwey Monate in Trankebar zu verbleiben, wo sie sich nicht anders, als durch die Gutthaten der Mission, erhalten konten. In den ersten acht Jahren war die Armuth der Missionarien sehr groß; sie befanden sich daher ausser Stand, im geringsten etwas zu unternehmen, das eine Auslage von Geld erfoderte. Sie hatten nichts, als ihre Pension von 200. Thalern, davon mehr als die Helfte zum Unterhalt der Schule angewandt wurde; und die Beysteuren, die man ihnen aus Europa zusandte, gingen ihnen durch Schiffbrüche und andre Zufälle verlohren.

Alle

Alle diese Beschwerlichkeiten verminderten in nichts den Eifer des Herrn Ziegenbalgs. Er hatte die Zeit seines Lebens der Bekehrung der Heiden gewiedmet, was konte ihm mehrers wiederfahren, als sein Opfer mit dem Tode zu vollenden? Die Missionarii wandten Ao. 1707. eine Helfte ihrer Pension zu der Erbauung einer Kirche an, die man Jerusalem nannte, und die seit der Zeit von neuem wieder auf eine Art erbauet worden, die dem Gott, den man in derselben anbetet, gemässer war. Ein andrer Theil ihrer Besoldung war zum Dienst der Schulen gewiedmet, und sie behielten blos vor sich, was sie hindern konte, Hungers zu sterben.

Der göttliche Seegen belohnete ihre Beständigkeit. Das Bestreben der Missionarien die Heiden zu unterweisen, die Reinigkeit der Lehre, die sie predigten, und ihre erhabene Einsicht, pflanzten den Malabaren eine tiefe Ehrerbietung für so tugendhafte und erleuchtete Priester ein. Es ist wahr, kein Bramine hat sich noch dem demüthigen Evangelio ergeben, das den König mit dem Hirten in eine Reyhe setzet; aber Pandara-

daramen, und Dichter erkannten nach und nach die Wahrheit des christlichen Glaubens, und das gemeine Volk hauptsächlich gab die meisten Proselyten her.

Die Catholicken sollen hierüber nicht triumphiren. Jesus Christus selbst bekehrte nur, was arm und verachtet war, und die Schrifftgelehrten legten ihm keinen Glauben bey, da er doch mit der Kraft Wunder zu thun, und mit der Vollkommenheit seines himmlischen Vaters begabet war.

Sie sollen auch über die Almosen der Protestanten keine Verläumdungen ausstreuen. Diese kauffen ihre Neubekehrte nicht für Reis; ihre Capitalien sind zu geringe, daß sie zu solchen Ausgaben zureichen könten, und die Aufrichtigkeit ihrer Nachrichten ist viel zu groß, als daß man ihnen nicht Glauben beymessen solte, wann sie die Mittel erzählen, deren sie sich bey ihren Bekehrungen bedienen.

Im Jahr 1712. hatten sich schon hundert und siebenzehen malabarische Heiden zum christlichen Glauben bekannt, und die Anzahl der Bekehrten erstreckte

sich auf zweyhundert ein und zwanzig. Die Arbeit der Herren Ziegenbalg und Plütschau wurde bald in Asien und Europa bekannt; und die Ehrerbietung, die sich diese apostolischen Männer zuzogen, brachte ihnen von allen Seiten her eben so starcke als unverhoffte Hülfsmittel zu. Der König von Dännemarck bewilligte Ao. 1711. eine jährliche Auslage von 2000. Thalern auf der Stelle zu beziehen, die den Bedürfnissen der Mission solten beyspringen, und oft verdoppelten ausserordentliche Geschencke diese Summe.

Die Gottseligkeit des nunmehr regierenden Königes (Christian des VI.) hat dieses so überaus rühmlich und christlich angelegte Capital vermehret.

Deutschland wurde durch die Nachrichten, die man in Halle von der Mission bekannt machte, erreget, und schickte von 1709. an, grosse Summen zum Unterhalte derselben hin.

Engeland aber that am meisten für die Fortpflanzung des Evangelii. Von 1709. an, wußte die Gesellschaft zu Fortpflanzung des christlichen Glaubens freygebige Hände zu finden, die

die den Herren Ziegenbalg kräftig unterstüzten; und die Summe, die man ihm Ao. 1713. aus England schickte, belief sich auf tausend ein hundert vier und neunzig Pfund Sterling, eine Summe, die bey weitem die jährliche Einnahme übersteiget, so wie sie seit einigen Jahren gewesen ist.

Man sah mit Vergnügen die Protestanten endlich von ihrer Schlafsucht aufwachen. Man gab dem Herren Plütschau, der nach Europa zurückgekommen war, tausend Zeichen der Achtung, die man für ihn trug, und man hat niemahls aufgehöret, die Dänischen Missionarien, die von dieser Zeit an, sich mehrentheils über England, und auf Schiffen von dieser Nation, nach Indien begeben haben, mit allen Arten von Gunstbezeugungen zu überhäuffen. Man schenckte ihnen auch eine Portugiesische Druckerey, die von den Franzosen in Rio de Janeiro, das der Herr de Gue Trouin Ao. 1711. eingenommen hatte, weggenommen, ihnen abgekauft, und nach Trankebar gesandt wurde. Bey dieser Gelegenheit theilte man 250. Exemplare von einer in Lon-

don gedruckten Portugiesischen Uebersetzung des N. Testaments in Brasilien unter die Portugiesen aus, die für ihre Nation hierbey die erste Gelegenheit hatten, das Evangelium zu lesen.

Engeland hat seit der Zeit mit Macht fortgefahren, die Mission von Trankenbar zu unterstützen. Die Mission zu Madras, die der Herr Schulze angefangen hat, und die zu St. David, die von dem Herr Sartorius herkömt, wird einzig aus Engelland unterhalten, und in den letstern Jahren sind diese Missionen noch auf eine besondere Weise der Vorwurf ihrer Mildthätigkeit geworden.

Zwey Erzbischöffe von Canterbury, Tennison und Wake gaben das Exempel einer aufzunehmenden Steur; die hohe Schule von Cambridge folgte diesem gotseligen Beyspiel, und König Georg I. beehrte die Missionarien mit einem von seiner Königlichen Hand geschriebenen Briefe.

Man siehet mit Vergnügen die Reformirte Religion sich vorzüglich vor allen Kirchen in der Welt, durch ihre Entfernung von allem Eigennutzen, und

durch

durch die Billigkeit hervorthun, die sie gegen die übrigen Religionen ausübet. Was für eine andre Kirche hat jemals ihre Schätze eröfnet, um Bekehrungen zu veranstalten, die würcklich nicht für sie waren. Sie ist unendlich mehr gemäßiget, sie ist weit klüger, als die andre protestantische Kirche, und sieht sich selbst, als die allerreinste Kirche an, ohne ihre Schwester zu verdammen, die etwas zu viel von den Ceremonien und andern Grundsätzen der Römischen Religion beybehalten hat. Sie ist so nachsichtig gegen diese kaltsinnige Schwester, daß sie ihre Arbeiter zu Ebenezer, zu Tudulur, zu Madras unterhält, und niemals unterlassen hat, auf das zärtlichste an den Unglücksfällen theil zu nehmen, die die lutherische Kirche auszustehen hatte. Wie groß wäre das Glück der protestantischen Kirche nicht, wann die Lutheraner eben so wären gesinnet gewesen! Zweymahl haben die lutherischen Fürsten in Deutschland die Erzbischöffe von Cöllen lassen zu Grunde gehen, die die reformirte Religion ergriffen hatten, und Sachsen half Friderichen, König in Böhmen, blos deswegen vom

Throne stürzen, damit seine Religion nicht einzig den Nutzen eines glücklichen Erfolgs genösse.

Tausend Dinge fehlten damals der Mission, und hauptsächlich war ein eigentlicher Begriff von ihren Arbeiten nöthig. Herr Plutschau kam zuerst nach Europa zurück, Herr Ziegenbalg folgte ihm nach, der in Deutschland, in Engeland und Dänemarck die Könige, und die Vorsteher der Kirche von dem wahren Zustand der Mission belehrte. Er fand Leute aus seiner Religion, die eifersüchtig genug waren, ihm, bey allem dem, nichts als weltliche Absichten zuzuschreiben, da doch sein Einkommen auf zweyhundert Thaler eingeschräncket war, davon er nur die Helfte sich zukommen ließ, und für eine so geringe Summe Europa und sein Vaterland verlassen hatte. Er trat Ao. 1714. seine Reise an, da unterdessen Herr Gründler die Schulen besorgte. Er hatte, eh er sich auf den Weg begab, eine volkommene Vergebung alles dessen unterschrieben, was er von den Verfolgungen des Commandanten auszustehen gehabt hatte, und

und er hielt so wohl sein Wort, daß man kaum noch eine Spur davon in den spätern Nachrichten antrift. Seine Reise hatte gänzlich den guten Erfolg, den er erwarten konte. Friederich gab ihm vor Stralsund, das er belagerte, ein gnädiges Gehör, und ertheilte ihm seinen königlichen Schutz. Neue Missionarien wurden erwählet, ihm in seiner Arbeit behülflich zu seyn. Man richtete Ao. 1715. in Coppenhagen ein Collegium zur Fortpflanzung des Glaubens auf, unter welches seit der Zeit die besondere Aufsicht der Mission gekommen ist. Herr Ziegenbalg kam mit Ehrenbezeugungen und Beysteuren aller Nationen, deren Länder er durchreiset war, überschüttet, Ao. 1716. nach Trankenbar zurück, um daselbst das Opfer seines Lebens zu volbringen.

Die Sachen nahmen nach seiner Zurückkunft eine ganz andre Gestalt an. Man besaß schon zwey Druckereyen, dann Deutschland hatte eine für das Malabarische hergegeben. Man ließ die Pressen für die Bekantmachung des Evangelii und die Ausgabe solcher Bücher

cher arbeiten, die zur Bekehrung der Heiden bestimmet waren. Man streute durchgehends drey sehr kurze Tractaten aus. Der erste hatte zur Aufschrift: Briefe an die Malabaren. Der zweite: Der Weg zum Heile; und der dritte: Wiederlegung des Heidenthummes. Diese Bücher, und noch mehr das allen Menschen nunmehr verständlich gemachte Evangelium, hatten eine verwunderungswürdige Würkung. Die Catholicken so gar wurden ihren Priestern zum ersten mahle ungehorsam, und kamen, dieses Evangelium zu begehren, das sie, ohne es zu kennen, zum Grunde ihrer Religion angenommen hatten.

Herr Ziegenbalg machte sich wieder an die malabarische Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift, die erst Ao. 1725. durch den Herren Schulze zum Stande gebracht wurde. Er catechesirte offentlich mit den Kindern um gewisser massen die Heiden zu zwingen, das Evangelium anzuhören. Er machte eine vortrefliche Einrichtung in allen gottesdienstlichen Verrichtungen; und Herr Stevenson, ein Englischer Geistlicher

licher, der nach Trankenbar kam, den Herren Ziegenbalg zu besuchen, spricht mit Verwunderung von der Anständigkeit des Gottesdienstes, und der guten Ordnung, die er bey allen Evangelischen Bemühungen angetroffen hatte.

Herr Ziegenbalg wurde von dem Könige mit dem Titel eines Probstes beehret, den er biß hieher allein unter den Missionarien getragen hat, und drey neue Gehülfen kamen ihm aus Europa an, da der Tod ihn in seinem sechs und dreißigsten Jahre den 23. Hornung 1719. hinwegraffte. Herr Gründler, sein getreuer Gehülfe, der sich insbesondere der Besorgung der Schulen gewidmet hatte, überlebte ihn nur um ein Jahr, und hatte blos noch Zeit dem Herren Schulze den Priesterorden zu ertheilen, der der älteste und bemühteste von den drey neuen Dienern des Evangeliums war.

Diese zwey Todesfälle zernichteten gewisser massen die Mission. Die neuangekommenen fanden sich in dem gleichen Zustande, in dem die Herren Ziegenbalg und Plütschau bey dem Eintritte der Mission gewesen waren. Sie

mußten die Sprachen lernen, und sich einen Grundriß ihrer Arbeit machen, wozu sie keine andre Beyhülfe, als in den Büchern ihrer Vorgänger fanden. Die Schulen wurden zerstreut, weil unter den Schulmeistern und den Missionarien keine Verbindung übrig war; da diese sich jenen nicht verständlich machen konten. Diese Abnahme der Kräfte der Mission daurte verschiedene Jahre hindurch, und die Bekehrungen belieffen sich Ao. 1724. nur auf acht und zwanzig. Herr Schulze war nicht im Stande, allein den Pflichten der Mission zureichend abzuwarten, die ganz einzig bis 1725. auf ihm ruhten.

Die Catholicken erfreuten sich schon über den nahen Untergang der ketzerischen Missionen. Aber diese Freude währte nicht lange, und das Evangelium ist erst seit diesen gefährlichen Zeiten am allermeisten ausgebreitet worden.

Herr Schulze übte seine Pflichten mit einem grossen Eifer aus, er machte verschiedene Reisen auf der Küste, und trat mit Telungu-Rascha, dem

Onkel

Onkel des Königs von Tanschaur, der viele Achtung für in bezeugte, in einen Briefwechsel ein. Die Uebersetzung der heiligen Schrift brachte er Ao. 1725. zum Stande; und es kamen neue Arbeiter in einer grössern Anzahl dem wankenden Gebäude der Mission wieder aufzuhelfen.

Gott wußte auch noch andere Wege zu der Ausbreitung des Glaubens zu eröfnen. Er begeisterte Malabaren, catholische Malabaren, zu nüzlichen Werkzeugen desselben. Das Evangelium drang durch die Bemühungen des Rajanaiken biß nach Tanschaur durch, eines Mannes, der in der römischen Religion gebohren war, und zum eifrigsten unter der Protestantischen Catecheten wurde. Aaron und Diogo, die man aus den Malabaren nahm, wurden tüchtig genug erfunden, das Evangelium zu verkündigen, und der erstere 1733. und der andre 1741. zu Priestern angenommen. Diese Missionarien, die aus den Einwohnern selbst hergenommen waren, hatten zu Trankenbar ihre Unterweisung über die Grundsätze des Glaubens und die apostolischen Pflichten eines

Pfarrers

Pfarrers erhalten. Man ließ sie durch verschiedene Staffeln gehen, und erhob sie nach und nach zu schwereren und ansehnlichern Bedienungen. Man gab ihnen Predigten, die ins Malabarische übersetzt waren, und Diogo lehrnte so viel Deutsch, daß er sich die vortreflichen in dieser Sprache über die ausübende Gottesgelehrtheit geschriebenen Wercke zu nutze machen konte.

Die Braminen fanden sich von allen Seiten her beschämt, und die römisch Catholischen wurden gerühret. Beschi selbst, der als ein wahrer Priester der Römischen Kirche seiner Herde befohlen hatte, die Ketzer zu ermorden, wurde durch die mildthätigen Bemühungen des Rajanaiken für einen sterbenden römischen Catecheten, der wieder ihn am allermeisten war verbost gewesen, gezwungen die Güte zu erkennen, davon er selbst kein Beyspiel gegeben hatte; und die Missionarien empfiengen einen Brief von ihm, durch den Beschi die Belohnung ihres gemeinsamen Meisters ihnen verhieß, unter dem sie alle arbeiteten; das sind seine eigenen Ausdrücke.

Herr

Herr Pressier, ein neuer Missionarius, dessen Leben alzukurz gewesen ist, wurde zweymahle eingeladen nach Tanschaur zu dem Prinzen Telungu-Rascha zu gehen, und von demselben mit vielen Ehren und Freundschafts-Bezeugungen empfangen. Ein grosser Pandaram, der einen erhabenen Rang unter den heidnischen Priestern hatte, bat sich seine Freundschaft aus, und man sah mit Erstaunen die vornehmsten Braminen ihr hohes Ansehen vergessen, und die Evangelischen Predigten der Mission anhören. Ein heidnischer Priester, den man für einen Zauberer hielt, bekannte sich zur Wahrheit Ao. 1727. und übergab den Missionarien die Werkzeuge seiner Betrügereyen.

Herr Dal legte sich einzig auf das Portugiesische. Er gab verschiedene erbauliche Bücher, die er in diese Sprache übersetzet hatte, heraus, und hundert der vornehmsten Lieder der lutherischen Kirche wurden zum Dienste des Volkes in Portugiesische Lieder verwandelt. Die Mission dähnte sich aus, und war im stande Colonien anzulegen.

Herr

Herr Schulze gieng Ao. 1726. nach Madras, um aldort eine Schule wieder aufzurichten, die man zum Dienste der Malabaren unter dem Herrn Ziegenbalg aufgerichtet hatte, und die nach der Zeit aus Mangel der Arbeiter war verlassen worden. Er erlernte da die Warugische Sprache, und übersetzte in dieselbe Ao. 1732. die ganze heilige Schrift.

Herr Sartorius brachte gleichfals die Schule zu Cudulur wieder zu stande, die Herr Stevenson Ao. 1718. aufgerichtet hatte. Der einte und der andre dieser Missionarien empfanden den Segen ihrer Arbeit in den Bekehrungen, und sie waren noch behülflich, Catecheten zum Dienste der holländischen Kirchen zu ziehen. Die Englische Geselschaft unterhielt allein diese beyden Missionen.

In Deutschland fuhr man fort, auf eine mildthätige Weise diese evangelischen Arbeiten zu unterstützen Eine grosse menge Leute nahmen persönlich eines oder mehrere malabarische Kinder über sich, die sie auf ihre Unkosten auferziehen, und mit selbstgewählten Nahmen benennen liessen,

sen, Unkosten die sehr geringe waren, weil in solchen Zeiten, da Theurung und Hungersnoth im Lande herschte, dennoch die jährliche Unterhaltung eines Schülers sich auf nicht mehr als acht bis funfzehn Thaler belieff.

Die Holländer leisteten der Mission alle nur erdenckliche Beyhülfe. Der Herr van Cloon, Gouverneur von Batavia, vermachte ihnen tausend Thaler, und die Einkünfte stunden immer mit den Ausgaben, die mit der Anzahl der unterhaltenen Kinder, der Gebäude, und der untergebenen der Kirchendiener zunahme, in einem gleichen Verhältnisse.

Zwey Aerzte kamen von Halle aus den Missionen beyzuspringen, die durch die öftern und plötzlichen Todesfälle der Missionarien in Unordnung geriethen. Herr Knolles einer dieser beyden, der noch lebet, hat eine grosse Menge malabarischer mit ihren in der Landsprache tragenden Nahmen bezeichneter, sehr wohl aufgetrockneter Pflanzen nach Europa gesandt: wir haben eine Samlung von Gräsern in Händen, die von ihm herkommen.

Man

Man hatte so gar den traurigen Trost, den einigen Sieg der Catholicken in nichts verschwinden zu sehen. Ein Wathiar oder Dichter, der von dem Herren Ziegenbalg war bekehret worden, hatte sich in Pondischeri zu der römischen Kirche bekannt, weil er bey der damaligen Dänischen Regierung keine Beyhülfe mehr fand, und sich von den Heiden verfolget sah, von denen er sich abgesöndert hatte. Das war ein Triumph für die Missionarien der römischen Kirche. Aber eben dieser Elende wandte sich endlich wieder zu seinen alten Irthümern, er ist würklich Vorsteher einer Pagode, und hat hierdurch die weltlichen Absichten seiner Jesuitischen Bekehrung entdecket.

Die Zahl der Neubekehrten nahm von 1730. an sehr starck zu. Es fanden sich derselben zusammen sechs tausend zweyhundert zwey und fünfzig in den fünf und dreyßig Jahren der Mission, die mit dem 5. October 1742. sich endigen, eine Anzahl, die ohne fabelhaft oder wunderbar zu seyn, nichts desto weniger einen beträchtlichen Zuwachs der Evangelischen Kirche, und eine Belohnung ausmacht,

ausmacht, die der Zahl und den Arbeiten der Missionarien angemessen ist. Diese Neubekehrten leben zum theil in Trankenbar, und der Ueberrest findet sich hin und wieder in dem Königreiche Tanschaur, wo die Missionarii fünf Diocesen oder Kirchspiele unter den Heiden aufgerichtet haben.

Die Trankenbarische Mission bestund Ao. 1742. in acht Missionarien, zwey malabarischen Geistlichen, drey Catechesten vom ersten Range, und einer angemessenen Zahl von Untercatecheten und Gehülfen.

Die Schulen dieser Stadt sind in einer sehr guten Ordnung, es finden sich in denselben bey zweyhundert Kinder, die auf die Unkosten der Mission erhalten werden, es sind auch neue Schulen in der Provinz Tanschaur angeleget worden.

Die Geschäfte der Missionarien bestehen in Predigen in der Unterweisung der Kinder, und in dem sechswöchigen Unterrichte derjenigen, die ihre Lehre angehöret haben, und in Trankenbar sich zu der Tauffe bereiten. Sie versam-

meln sich alle Wochen, halten Unterredungen über den algemeinen Zustand der Mission, und verbinden ihre Räthe und ihr Gebet. Sie bringen den Unterricht der Catecheten selbst zum Stande, und stärken sie in dem Glauben, auf daß sie sie fähig zu machen, das Evangelium mit gutem Erfolge zu verkündigen. Oft thun sie Reisen zu den Heiden, und suchen sie in ihren Pagoden und in ihren Ruhestätten auf, um sie von der Wahrheit zu überführen.

Die malabarischen Geistlichen und die Catecheten sind zu dieser Arbeit viel geschickter, als die Missionarii selbst. Die Malabaren bezeugen mehr Vertrauen in dieselben, weil sie aus ihrem Volke und von ihrer Art sind. Neben dem ist ihnen das reisen weniger beschwerlich, und sie werden nicht mit der gleichen Eifersucht beobachtet. Ihre Pflicht heißt sie in das Land gehen, die Neubekehrten zu unterweisen, und das Evangelium den Heiden anzukündigen. Sie sollen erstlich die Vortreflichkeit des Glaubens ihnen bekannt machen, und sie hernach auf Trankenbar führen,

führen, wo ihnen die Missionarii selbst die Wahrheit desselben bestätigen. Man ist gar nicht eilfertig, die Tauffe nach der Römisch Catholischen Art zu geben, nachdem man nur zu oft den Betrug dieser plötzlichen Bekehrungen erfahren hat, die blos auf eine vorübergehende Erweckung des Gewissens gegründet waren. Man hintertreibet die Tauffe, oder man schlägt sie aus, wann man bey denjenigen, die sich in die Unterweisung begeben, herschende Laster, oder Zeichen eines Leichtsinnes antrift. Die heidnischen Anverwandten wenden in diesen Umständen alle ihre Bestrebungen an, um die Lehrjünger des Evangeliums durch Drohungen und Versprechungen von demselben abzukehren. Sie werfen sich zu ihren Füssen, und beschwöhren sie, ihre Familie nicht zu verunehren. Sie drohen ihnen die Weiber von ihren Brüdern, und die Bräutigame von ihren Töchtern wegzunehmen, wann sie in ihrer gefaßten Meinung verbleiben. Oft entstehet daher ein Eindruck auf schwachen und wenig erleuchteten Gemüthern, und

man kan sich wieder diese Versuchungen nicht in Sicherheit glauben, als wann man die Erfahrung gemacht hat, daß von der Wahrheit tieffe Wurzeln in ihren Herzen geworfen sind.

Man ist verbunden gewesen eigene Catecheten für die Suttiren, und andre für die armen Pareier zu wählen. Dann Leute von einem höhern Range haben einen unüberwindlichen Wiederwillen, einen Pareier in ihre Häuser einzulassen. Alle Monate senden die Catecheten ein Tagregister ihrer Arbeiten an die Missionarien. Diese beschwerliche Bedienung trägt ihnen nicht mehr als monatlich drey Thaler ein, welches kaum zu ihrem Lebensunterhalte zureicht. Josua einer der Catecheten, ist nach der Art des Landes ein Arzt, und diese Kunst ist ihm von Seiten der Heiden selbst sehr zuträglich gewesen. Herr Stevenson war sehr gegründet, da er den Missionarien anrieht, die Diener des Evangeliums bey der Mission die Arzneykunst lernen zu lassen. Diese Wissenschaft ist unumgänglich nothwendig.

Sie

Sie giebet den Zutritt in vornehme Häuser, die ohne dieselbe, immerhin einem Catecheten aus dem gemeinen Volcke verschlossen wären, und sie zwinget diese Leute, den Catecheten in der gelegensten Zeit zu beruffen. Der nahe Tod wecket das Gewissen auf, er überzeuget uns auf eine lebhafte Weise von unserer Verdorbenheit, und das Evangelium rührt auch die allerhärtesten Herzen.

Eine aufrichtige und umständliche Nachricht von der Mission und der Fähigkeit der Catecheten ist in der fünften, dreyzehnden und neun und zwanzigsten Fortsetzung enthalten. Man verschweiget in demselben keineswegs die Fehler der Diener des Evangeliums, noch die Ursachen, die sich der Fortpflanzung der Wahrheit entgegen setzen. Wann sich die Menschen wohl bedächten, so wären sie nicht eitel, sie wären keine Lügner. Man lese nur die *Lettres edifiantes*, fünfzig Seiten sind zureichend, uns funfzig ihrer Bände verdächtig zu machen.

Die Nahmen der Missionarien, die in den protestantischen Missionen gearbeitet haben, sind: Ziegenbalg, Plutschau der nach Europa zuruckgekehret ist, Gründler *), Schulze, Kistenmacher, Dal, Bosse, Pressier, Walther, Worm, Richtsteeg, Obuch, Wiedebrock, Kohlhof, Sartorius, Geister, Fabricius, Zeglin, Kiernander.

Die Nachrichten davon wir einen Auszug geben, sind in einer einfältigen Schreibart aufgesetzet, wo Lob und Vorwurf sehr sparsam angebracht wird. Man trägt in denselben fast immer die eigenen Worte der Neubekehrten oder der Ungläubigen vor. Sie sind mit besondern Geschichten von ihren Bekehrungen und erbaulichen Todesfällen ange=

---

*) Herr **Böving**, den der Herr **de la Croze** unter die Missionarien zählt, ist nur ein Candidate der Mission gewesen: Er hat sich ich weiß nicht aus was für Ursachen von derselben entfernet, und ist nach Europa zuruckgekommen.

angefüllet. Wer aber kein Liebhaber der Gottseligkeit ist, oder die Bekäntnisse eines überführten Gewissens verachtet, der muß sie nicht lesen. Er würde wenig Seiten antreffen, die ihm gefallen, oder ihn belustigen könten; dennoch finden sich eine unzählbare Menge merkwürdiger Sachen in der grossen Anzahl von Bänden ausgestreuet, die die Geschichte der Mission ausmachen. Sie betreffen die Bürgerliche- und Natur-Historie von Indien, die Erlernung der Sprachen, die genaue Kenntnis des Heidenthummes, den Zustand des Christenthummes in Asia; es finden sich auch in denselben eine grosse menge von Tageregistern der Reisen, die die Missionarien angestellet haben, wo sich ein jeder anmercket, was am allermeisten mit seinem Temperamente und seinen vorzüglichen Bemühungen übereinkam.

Wir haben aus den meisten dieser Classen ausgezogen, was uns schien in einer Monatschrifft platz finden zu können, da ein Artickel eben kein Buch ausmachen soll. Wir wollen mit einigen

gen besondern Umständen enden, die uns merkwürdig vorkamen.

Die Holländische Ostindianische Compagnie hat sehr vieles für die Fortpflanzung des Evangeliums beygetragen, aber sie könte etwas mehr thun, ohne fast die unermeßlichen Gelder, die sie besitzet, anzugreiffen. Sie hat freylich in den grossen Städten eine gewisse Anzahl von Predigern, Lectoren und Schulvorstehern errichtet. Sie hat in Portugiesischer Sprache das Neue Testament des Juan Ferrero d'Almeida, eines Proseliten aus dieser Nation, abdrucken lassen, die bis hieher keine Uebersetzung von der Bibel in ihrer Sprache besessen hat. Die Holländer haben auch in zwey Dialecte der malayischen Sprache die Bibel übersetzen und drucken lassen. Viele hundert tausend Indianer stehen unter ihrer Herschaft, die äusserlich die Reformirte Religion bekennen. In Ceylan, und hauptsächlich in der Provinz Jaffanapatcam, finden sich eine sehr beträchtliche Anzahl dieser Bekehrten, und man hat daselbst neulich eine Pflanz-Schule für die

Cin-

Cingalesen aufgerichtet. Es sind zwey Canditaten dort aus dieser Nation entstanden, denen die Holländer eben die Würden haben zukommen lassen, die ein Pfarrer hat. Der Herr von Im-Hof, der als General von Indien neulich nach Batavia abgereiset ist, hat auf seine Unkosten eine Cingalesische Druckerey zu Colombo errichtet, um das Evangelium in der Landessprache bekannt zu machen.

Diese Dinge zusammen beweisen auf eine überzeugende Art, daß die Protestanten nicht alle die Vorwürfe verdienen, die ihnen die Römische Kirche macht. Aber es bleibt noch eine Stiftung übrig, die der Mildthätigkeit dieser blühenden Gesellschaft, der mächtigsten Compagnie von Privatpersonen, die in der Welt ist, würdig wäre.

Das Evangelium leidet in Indien mangel an Arbeitern, und die Geistlichen sind dort in einer so kleinen Anzahl, daß sie kaum zum Unterrichte der Europäer zureichen, und um so viel weniger im Stande sind, sich unter den Ungläubigen auszudähnen. Die Trankenbarische Mission besteht aus

acht Europäischen Priestern, und sie beklaget sich dennoch, mit recht, daß die Missionarii der nöthigen Arbeit nicht gewachsen sind. Das ist ohne Zweifel die Ursache, die gehindert hat, daß nicht ganze millionen Indianer die der Compagnie untergeben sind, sich zu dem Evangelio bekennet haben. Dann so lange wir Christen seyn wollen, müssen wir glauben, daß das Evangelium Gottes Wort sey, und die Verkündigung desselben eine obere Kraft an sich habe, die nicht von den Gaben der Natur abhängt. Unser Gottesdienst, der allerreinste, den man auf der Erde findet, muß bey allen uneingenommenen Menschen den Beyfall finden, den das Gewissen und die Natur selbst der Wahrheit giebet. Aber man muß den Heiden das Evangelium ankündigen, damit sie sich zu demselben bekennen, man muß gelehrte Leute, von einer hochachtungswürdigen Aufführung haben, die sich hierzu alleine wiedmen, und von der Regierung in einer Gemächlichkeit und in einer Würde unterhalten werden, die das Evangelium in den Augen der irrdisch gesinnten, und natürlicher Weise

se dem äusserlichen Glanze ergebenen Heiden, ehrwürdig mache.

Es hat dem Evangelio biß hieher an einer Anordnung gefehlet, die demselben dergleichen Arbeiter hätte zuwege bringen können. Es ist vielleicht aus mangel der Unterweisung geschehen, daß die Cingalesen, die dem äusserlichen nach Reformirte seyn wollen, in dem Herzen blosse Portugiesische Catholicken sind, denen die Priester insgeheim die Sacramente zubringen, und ihre Tauffe erneuern.

Man müßte, um bessere Christen zu machen, in Holland eine Pflanzschule aufrichten, wo fünfzig oder auch wohl hundert der Gottesgelehrtheit beflissene auf Unkosten der Compagnie leben wurden. Sie solten die verschiedenen Indianischen Sprachen erlehrnen, und hernach ausgehen, das Evangelium einzig unter den Heiden in unterschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten, nach dem Verhältnisse ihrer Gaben, und ihrem Fortgange in der Tugend und der Gelehrtheit zu predigen.

Tausend arme Studenten so gar aus Deutschland würden mit Vergnügen

in

in einem zum Dienste Gottes so angemessenen Beruffe einen ehrlichen Unterhalt suchen. Und warum solte die Wahrheit nicht können geprediget werden, da doch der Irrthum tausend Missionarien findet, die einen fabelhaften Gottesdienst zu lehren? Die zu einer solchen Stiftung nöthigen Gelder wären nicht unendlich groß. Man siehet in Holland eine beträchtliche menge Waisenhäuser und prächtiger Hospithäler, wovon ein einziger vielleicht mehr Unkosten erfodert, als die Pflanzschule für die Indianischen Missionen.

Ich habe nur noch ein Wort zu sagen. Man findet in den Nachrichten von Trankenbar sehr vieles von den Orientalischen Sprachen, und ihrer Aehnlichkeit mit dem Griechischen und Hebräischen. Die, so sich dieser Sprachen befleissen, werden hier mit Vergnügen die Ursprünge von vielen Wörtern aus der griechischen Sprache finden, die fremd scheinen, und man nirgendher weißt zu leiten. Tscha-hal-paa, oder Vierzig-Fuß ist der Ursprung von dem Worte Scolopendra. Mandragora kommt von Mardcorab, welches

ches auf Persianisch Menschen ähnlich heißt. Saccarey ist auf malabarisch der Saft von Zuckerrohren, und Kanthu bedeutet eben das in einem andern Dialect. Man findet auch noch in den Nachrichten Proben von Warugischen, Peguanischen, und Cingalesischen Buchstaben.

In der Nachricht von 1727. trift man eine umständliche und genaue Erzählung von der mahometanischen Religion an. In der 31. Fortsetzung kömt eine Dissertation über die Insel Taprobane vor, die um so viel mehr Original ist, da sie sich auf Wortdeutungen gründet, die aus den Sprachen dieser Länder hergenommen sind, wovon kein Bochard und kein Saumaise nichts wußte. Die neue Historie von Indien, die uns insgemein erst fünfzig Jahre nach dem Verlauf der Sachen bekannt wird, ist hin und wieder hier beschrieben, und bis auf unsere Zeiten fortgesetzet. Man lieset zum Ex. eine kurze Erzählung der Staatsveränderungen von Indostan von 1707. an, da der alte Aureng-Zeb starb. Sein Sohn Asem-Schach folgte ihm nach,

der

der von dem Schach-Ulemi vom Throne gestürzet wurde. Dieser regierte noch Ao. 1720. In den zehen Jahren, die von 1720 bis 1730. verflossen, sassen nicht weniger als sechs Kayser auf dem Throne: Moues-Addin, Farrouch-Ser, Rafiel Daula, Rafiel-dara-Schach, Chaijan und Mahumed-Schach, der das Reich der Tapferkeit des Tschingel-Chan zu dancken hatte, und das Joch der zwey Gebrüder Saidos abwarf, das diese der Königlichen Familie biß hieher auferleget hatten, und vermittelst dessen unumschränkte Herren von dem Throne, und dem Leben der Magole geworden waren. Eben dieser Mahumed-Schach, den der Tschingel-Chan Ao. 1734. verließ, ist der Prinz, dem Schach-Nadir das Reich wieder gab, nachdem er sich seiner Schätze bemächtiget hatte.

Das Frauenzimmer verliert eine Crone in Indien, die ihm eigen war. Das Königreich Adschin, welches in dem vorigen Jahrhunderte von einer Königin ware beherschet worden, hatte A. 1727. einen König. Seine Unterthanen sezten ihn ab, wurden aber gereuig, und

boten

boten ihm den Thron von neuem wieder an. Aber er schlug denselben aus, weil er zu sehr von ihrer Unbeständigkeit gerühret war, und gieng nach Mecca, um dort sein Leben zu enden.

Die Jesuiten sind, wie man durchgehends weißt, sehr in Gunsten bey dem Kayser Kam-hi in China, gewesen. Sein Sohn war ihnen zu wieder, er verwies einige, andere ließ er umbringen, schloß die Kirchen, und überließ den Christen nur die Stadt Canton, die er ihrem Aufenthalte wiedmete.

Ein andrer Kayser hat Ao. 1739. den Thron bestiegen, der die Befehle seines Vorfahren zu wiederruffen noch nicht gut gefunden hat. Aber die Römisch Catholischen Missionarien wagen es, sich nach und nach unter allerhand Verstellungen wieder einzuschleichen.

In Tonkin ist das Christenthum ganz ausgerottet, und mehr als hundert tausend Neubekehrte sind mit ihren Lehrern um die gleiche Zeit ermordet worden.

XI.

Beurtheilung

der berühmten

Geschichte

Der

Clarissa,

Aus der französischen Urkunde

Uebersezt,

Durch

Hrn. D. Z.

XI.

Beurtheilung der berühmten

Geschichte

der Clarissa,

Aus der französischen Urkunde übersezt, durch Hrn. D. Z. *)

Der Buchhändler Richardson in Bath ist der Herausgeber dieses berühmten Romans, man schreibet eben demselben die Pamela zu, und er scheint ebenfalls der Ver-

*) Man hat eine Englische Uebersetzung dieser Nachricht von der Geschichte der Clarissa in London in dem Gentleman's Magazine geliefert, und dieselbe mit verschiedenen Anmerckungen begleitet, die hauptsächlich die gemachten Einwürfe des damahls unbekanten Verfassers mit vieler Achtung

und

fasser der Clarissa zu seyn. Ein Vorurtheil, das für seinen Geschmack und seine Geschicklichkeit sehr günstig ist.

Man kan die Clarissa eine jüngere Schwester der Pamela nennen, sie ist auf eben die Art geschrieben; Aber es scheint, der Verfasser habe die Critiken, die man wieder sein erstes Werck gemacht, zu seinem Nutzen angewandt: er hat insonderheit in demselben die langweilige Ernsthaftigkeit vermieden, die in dem lezten Bande der Pamela herrschet, er hat die Schreibart und die Gedancken nach eben dem Maasse erhoben, nach dem sich die Geschichte ihrer Entwickelung nähert, und die Aufmercksamkeit des Lesers wird ganze sieben Bände durch nicht nur erhalten, sondern beständig vermehrt. Eine jede Linie, so natürlich sie scheint, hat ein Leben und ein Feuer, das man bewundern würde, wann nicht alle Linien gleich wären. Da über dem in der Clarissa

---

und Bescheidenheit beantworten. Herr Richardson selbst hat auch seit dem, derselben, auf eine dem Herrn von Haller gewiß nicht unangenehme Art, gedacht. A. d. U.

Clarissa eine weit grössere Anzahl von Personen erscheint, so wußte auch der Verfasser eine weit grössere Anzahl von Characteren in derselben aufzuführen, und gab ihr also durch diese Abwechslung einen Vorzug, den die Pamela nicht besizt. Da die Hauptpersonen, die in der Clarissa vorkommen, meistentheils Leute von Stande sind, bey denen der Geist durch die Auferziehung auf eine Weise mußte ausgezieret seyn, die man von einem Bauren Mädgen nicht erwarten soll, so hat auch hierdurch ihr Verfasser sich eine Gelegenheit geschafft, in dem Verfolge des ganzen Buches eine Menge wohl-ausgesuchter, und auf Erfahrung gegründeter Betrachtungen einzustreuen, die demselben mit einem grössern Nutzen einen vorzüglichen Glanz geben. Anstatt eines pflegmatischen Liebhabers, der fast niemals spricht, führt hingegen der Liebhaber der Clarissa in den meisten Briefen die Feder, und wirft in dieselben ein Feur, und eine wundersame Munterkeit, die aus der Feder eines Frauenzimmers mit keinem Anstande hätte fliessen können.

Die merkwürdigen Beschreibungen finden sich hier in einer weit grössern Menge als in der Pamela ; sie folgen fast ohne Aufhören auf einander ; der Leser hat niemals Zeit stille zu stehen, und seine Ungedult wird immer auf eine angenehme Weise unterhalten. Auch ist die Clarissa in Engeland ungemein wohl aufgenommen worden, und alle Leser, die wir kennen, haben sich vereiniget, derselben den ersten Platz unter den Romanen zu geben.

Dieser Ausdruck wird die Franzosen wieder mich aufbringen, die Franzosen, die so viele Romanen geschrieben, und die sich schmeicheln, dieselben so wohl geschrieben zu haben. Doch nehmen sie vielleicht die Betrachtung an, die ich machen werde. Die französischen Romanen, die den meisten Beyfall gefunden haben, stellen überhaupt die grossen Thaten grosser Leute vor, sie unterlassen gänzlich in das gemeine Leben einzutreten, und führen blosse Helden auf, die weder unsere Bedürfnisse, noch unsere Lebensart, noch unsere Tugenden, noch unsere Laster haben. Die Eigenschaften, die man diesen Helden zuschreibt,

gehen

gehen fast gänzlich nur auf die Tapferkeit, manchmahl auf die Großmuth, und am allermeisten auf eine Beständigkeit und eine Ergebenheit gegen das Frauenzimmer, die die Helden aufs äusserste verkleinert. Es ist lächerlich, wann man einen Cyrus ganz Asien blos deswegen mit seinen Triumphen erfüllen sieht, damit er seine Liebste wieder finde; die Liebe herrschet dergestalt in allen Schriften der Franzosen, daß es scheint, sie kennen neben ihr keine andern Tugenden.

Der Herr von Marivaux hat sich freylich bemühet, seine Landsleute auf die Natur zuruckzuführen. Seine Mariane, sein Païsan parvenu, stellen wahre Menschen vor; Er laßt den Helden mehr als den Verfasser reden. Aber dieser wizige Mann hat sich doch nicht gänzlich der Mode entziehen können, er hat sich nicht unterstanden, seine Nation mit dem innern des gemeinen Lebens zu unterhalten. Seine Mariane spricht als ein wiziges Frauenzimmer, sie liebet eine gewisse allgemeine Tugend, die darinn bestehet, daß sie ihre Ehre allem dem vorzieht, was ihr sonst zu

nächst am Herzen lieget. Aber man findet hier nicht eine umständliche Beschreibung des Betragens, das ein tugendhaftes Leben ausmacht, man findet keine Abschilderung von ihren eigentlichen Beschäftigungen, und von ihrer Aufführung gegen die Personen, die sie um sich hat, und die entweder über sie erhoben, oder unter ihr sind. Die ganze Geschichte ist eine blosse Chronick, wo man nichts als einige merckwürdige und wohlbeschriebene Vorfallenheiten antrifft, da hingegen die Clarissa eine eigentliche Historie ist, wo eine Begebenheit aus der andern fließt, und der Zusammenhang der Thaten mit ihren Ursachen niemals unterbrochen wird.

Die Mariane ist ein vornehmes Frauenzimmer, die weder die Pflichten der Haushaltung, noch die Pflichten bey der Auferziehung der Kinder, noch die Beschäftigungen kennet, die die Tage und das Leben einer Person von Verdienst erfüllen sollen. Sie erscheinet niemahls anderst, als in einem schönen Putze, damit sie ihrer Gutthäterin oder ihrem Liebhaber gefallen könne.

Die

Die Clarissa ist eine ganz verschiedene Person. Sie ist ein vornehmes Frauenzimmer, aber sie kennet alle ihre Pflichten, und übet dieselben alle aus. Sie drüket in ihren Briefen auf das allergenauste, und in der volkommensten Ausdähnung, ihre Pflichten gegen Gott (die gänzlich von solchen französischen Büchern verbannet sind) ihre Pflichten gegen ihre Eltern, gegen ihr Haus, ihre Freundinnen, ihr Gesinde, und gegen sich selbst aus. Man findet in derselben eine genaue Abschilderung aller Stunden eines volkommenen Lebens, und der Beschäftigungen, die dessen Volkommenheit ausmachen.

Die Betrachtungen, die Anmerckungen, die dieselbe mit einer so grossen Anmuth in ihre Briefe einfliessen läßt, sind die Folgen einer grossen Erfahrung in dem menschlichen Leben. Alles steht in einer Verbindung mit unsern Begriffen, alles kan uns dienen, und unsere Wege beleuchten.

Die Mariane belustiget blos, die Clarissa unterrichtet, und belustiget zugleich weit mehr, weil sie die

Natur mahlet, und weil uns nichts rühren kan, als die Natur selber.

Die Methode, deren sich der Verfasser der Clarissa bedient hat, ist eben dieselbe, die in dem Leben der Pamela vorkömmt. Es sind Briefe, die auf der Stelle von denen Personen geschrieben werden, die in die Geschichte eingeflochten sind.

Der Verfasser hat auf diese Weise einen Vortheil gefunden, den keine andre Art von Erzählung haben kan.

Die Umstände der Begebenheiten, die Gedancken und die Reden können mit aller der Lebhaftigkeit vorgestellet werden, die die gegenwärtigen Gemüthsbewegungen einflössen, sie bekommen alle die Ausdähnung, die nur das Gedächtniß einer ganz frischen Geschichte zu geben fähig ist. Die gemeinen Romanen, diejenigen, davon der Herr von Marivaux der Verfasser ist, wie die andern, haben gar keine Wahrscheinlichkeit, weil man dabey zum Grunde setzet, daß die Geschichte erst nach dem Ausgang seye verfasset worden. Man muß hierbey einem Ebentheur von einem Gedächtniß bey denen Personen anneh-

annehmen, die in der Geschichte begriffen sind, ein Gedächtnis, das ihnen eine Unterredung in allen ihren Umständen nach vielen Jahren vorzustellen fähig seye, oder man ist gezwungen eine noch weit unglaubwürdigere Vertraulichkeit zum Grunde zu setzen, in welcher der Verfasser der Geschichte mit den Helden derselben müßte gelebt haben.

Doch die Wahrheit zu sagen, die Art eine Geschichte in Briefe einzukleiden, hat auch ihre Unbequemlichkeit: Sie fodert, daß die vornehmsten Personen der Geschichte einander in einem ausserordentlichen Geschmacke für den Briefwechsel ähnlich seyen, und sie setzet zum Grunde, daß sie keine Begebenheit keine merckwürdige Unterredung vorbeygehen lassen, ohne dieselbe gleich auf der Stelle zu Papier zu bringen. Was die Verwahrung der Briefe betrift, so hat der Verfasser auf eine angemessene Weise dafür gesorget, und dieselbe volkommen und glaubwürdig gemacht.

Laßt uns zu der Geschichte selbst übergehen, die wir mit einigen Anmerkungen

gen

gen begleiten werden. Clarissa, ein junges Frauenzimmer, das mit den vollkommensten Verdiensten eine ausnehmende Schönheit besitzet, verwirfft verschiedene Heyraths-Vorschläge theils aus einem alzufeinen Geschmacke, und theils aus Abneigung wieder die Gemüths-Charactere ihrer Liebhaber. Lovelace ein junger Herr von vornehmem Hause, der überaus gut aussieht und zugleich voller Wiz und Geist ist, läßt sich die schöne Clarissa gefallen. Sein Oheim führt ihn aus einem Misverstande zur ältern Schwester der Clarissa, die eben so unangenehm, als diese liebenswürdig ist. Da die Anverwandten dieses Herrn sich so weit erkläret hatten, daß er sich mit der Schwester, die er nicht liebte, einlassen mußte, so muß er es auf eine List ankommen lassen, damit er diese unbequeme Schwester bewegt, ihm den Abschlag zu geben. Sein Herz war verdorben, er besaß eine ungemeine Geschicklichkeit, seine Neigungen durch Verstellung und Intriguen zu befriedigen, es gelingt ihm, und er macht nunmehr der Clarissa selber seine Aufwartung, die ihn, mit dem

Rathe

Rathe ihrer Eltern, nicht ungern sie-
het. Ihr einiger stolzer und geiziger
Bruder, der seinen Vater gänzlich re-
giert, kömmt dazwischen. Weil er
dem Lovelace zuwieder ist, so schlägt er
seine Beystimmung zu dessen Heyrath
mit seiner Schwester aus, er läßt sich
mit ihm in einen Duel ein, wird aber
von demselben verwundet und entwaf-
net.

Die nunmehr erzürnte und von der
Schwester, die den Lovelace verworffen
hatte, noch mehr aufgebrachte Familie,
verbietet demselben das Haus. Man
bringt einen unangenehmen Freyer auf
das Tapet, der die Gunst der Eltern
für sich hat, die sehr übel mit der Cla-
rissa umgehen, sie zu bewegen,
den Liebhaber zu heyrathen, den sie
verwirft. Sie hat eine Art von Brief-
wechsel mit der Genehmhaltung ihrer
Mutter mit dem Lovelace angefangen,
der ihr gar nicht mißfällt: sie führt
denselben aus zulänglichen Gründen,
vielleicht auch aus Wohlgefallen fort,
und hierdurch wird sie endlich, nach
vielen Scenen, die vortreflich gemahlt
sind, dahin gebracht, daß sie dem bey

den

den Eltern so übel angeschriebenen Liebhaber zu einer Unterredung verhilft: diese endigt sich, durch einen neuen Streich des Lovelace, in eine Entführung, welche zwar wieder den Willen der Clarissa vor sich geht, weil sie sich durch eine falsche Furcht übernehmen läßt, die in einem jungen Frauenzimmer nicht unwarscheinlich ist. Lovelace hat nicht so bald diese schöne Beute in seinen Händen, da er schon in seinem Entschlusse zu einer Heyrath zu schreiten wankelmüthig wird: Er bemühet sich seine Schöne zu vermögen, daß sie auf dem Fusse einer Buhlschaft mit ihm lebe, und ungeachtet die Regungen der Tugend, und der Großmuth manchmahl in ihm aufwachen, und ihn bewegen, einem so vollkommenen Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, so behält doch immer sein schändlicher Entschluß die Oberhand.

Damit er nun um so viel eher zu seinem Zwecke komme, so bringt er die Clarissa in ein der Unzucht gewenhtes Haus, wo sie sich eine Zeitlang aufhält, ohne ihre Gefahr zu kennen: er spricht ihr von Heyrath und von dem Erlaub-

Erlaubnüß-Zettel der geistlichen Obrigkeit, in der Absicht sie ohne Zurückhaltung einzuschläffern. Er dringt ihr ein Bekäntniß ihrer Gegenliebe ab, und versucht vermittelst einer Feuersbrunst, die er mit den Leuten im Hause abgeredet hat, um Mitternacht dieselbe zu überfallen. Clarissa weiß sich vermittelst ihrer Tugend aus dieser bösen Schlinge zu ziehen, sie entflieht, und findet zu Hampstead einen sichern Ort. Lovelace sucht sie auf, und bringt es durch seine Intriguen dahin, daß er ihr allen Briefwechsel mit ihrer Freundin abschneidet, von welcher wir unten sprechen werden. Clarissa wird durch einen neuen Streich betrogen, sie wird noch einmahl nach dem schändlichen Hause gebracht, aus dem sie entwichen war, man bringt ihr Opium bey, und sie muß die allerniederträchtigste Beleidigung ausstehen. Die erschrecklichsten Scenen folgen auf diese Missethat: Clarissa entweicht einem zweiten Anfall des Lovelace, in dem sie es in ihre Gewalt stellet, sich selbst das Leben zu nehmen, und begiebet sich zum zweiten mahle auf die Flucht. Die unselig-

gen Dirnen, aus deren Banden sie sich kaum losgemacht hatte, entdecken sie, und lassen sie unter dem Vorwand einiger Schulden anhalten: man führt sie in ein häßliches Gefängnis, wo sie tausendfältig von diesen schamlosen Creaturen beleidiget wird. Lovelace wird endlich durch seine Gewissensbisse, und durch die gerechte Ehrfurcht, die ihm die unglückliche Tugend abzwingt, gerührt, er empfindet ihre Bedrängnüß mit wahren Mitleiden; er schickt einen Freund aus, einen alten Gefährten in seinen Thorheiten, der aber aufrichtiger und tugendhafter ist als er; und läßt sie durch ihn befreyen. Belford, welches der Nahme dieses Freundes ist, bringt sie aus ihrem Gefängniß heraus: aber das Elend, das sie ausgestanden, und die barbarische Begegnung, die sie von ihren eigenen Eltern und Anverwandten in diesem tiefen Unglücke erfahren muß, wirfft sie auf das Krankenbette, und beraubet sie durch eine Auszehrung des Lebens. Lovelace kömmt im Duel durch die Hand eines Vetters der Clarissa um, und alle Personen, die in seiner Missethat verwickelt waren, empfangen

auf

auf eine angemessene Art ihre Straffe. Alle diese Begebenheiten tragen sich in dem Verlauffe von etwa acht Monaten zu.

Die vornehmsten Charactere, nach der Clarissa und dem Lovelace, sind die folgenden: Fräulein Howe ist eine Herzens Freundin der Clarissa; ihre Briefe werden derselben zugeschrieben: Sie hat mit sehr guten Eigenschaften zu viel Feuer und Ungedult; die Heftigkeit ihres Temperaments erhebet die Sanftmuth der Clarissa.

Belford ist ein vertrauter Freund des Lovelace; Er ist es, dem man zuschreibt, er habe die Briefe gesammelt, aus welchen das ganze Werk besteht. Er hatte in seiner Jugend mehr als zu viel Ausschweifungen begangen, er läßt sich aber durch den Reitz der Tugend und durch die Gedancken überwinden, die ihm bey dem Hinscheid verschiedener seiner Freunden und Anverwandten aufsteigen, deren Tod er gesehen, und auch mit unnachahmbaren Zügen beschreibet: Er wird an dem Ende des Werckes die Hauptperson der Geschichte, und sammelt die Beloh-

nungen ein, die dem Lovelace, der sich alzusehr durch seine Laster hinreissen ließ, sonst zugedacht waren. Er macht sich seines Glückes, durch den großmüthigen Schutz würdig, den er der Clarissa in ihren äussersten Bedrängnissen giebet. Seine Schreibart ist natürlich, sie hat den Schimmer der Lovelacischen nicht, doch ist sie voll sehr güter Betrachtungen, und nimmt sich vorzüglich durch die Schilderenen heraus.

Noch etwa zwanzig Charactere sind wesentlich mit dem Hauptvorwurffe der Geschichte verbunden; der Verfasser hat dieselben auf eine Art unveränderlich durch das ganze Werk zu erhalten gewußt, die unendlich viel Geschmack und Aufmerksamkeit erfodert. Es kömt keine einzige von diesen Personen vor, deren Character nicht in allen ihren Briefen, wie das Bild eines Prinzen auf allen seinen Münzen, gleichförmig geschildet seye. Man erkennet ohne Mühe, was aus der Feder der tugendhaften Norton, der grausamen Arabella, des gutmüthigen Johann Harlowe, und des schnaubenden Antons fließt. Auch sogar die mittelmässigen Charac-

tere sind genau ausgezeichnet, welches unendlich viel schwerer ist, als solche Charactere zu mahlen, die mehr ausnehmendes und in die Augen fallendes haben.

Die Briefe der Clarissa haben eine ganz besondere Art an sich. Die Schreibart des Lovelace ist mit neuen und selbst gemachten Wörtern angefüllt, die in der Englischen Sprache angehen, und eine ganz besondere Kraft besitzen, seine Begriffe auszudrucken. Bey den übrigen Personen ist dieselbe immer angemessen. Durchgehends aber herrschet eine natürliche Anmuth, die ganz allein diesem Buche einen vorzüglichen Werth geben wurde, wann schon die Art zu dencken, die in demselben durch und durch beybehalten wird, nicht so volkommen wäre, als sie es würklich ist. Wir sagen nichts, als was die ganze sonst eben nicht leicht zu gewinnende Englische Nation sagt, wann wir die Clarissa für ein Meisterstück in der Abschilderung der Sitten, der Art zu dencken, und sich natürlich und dennoch wizig auszudrücken, für ein Muster der neuesten, reinsten und zugleich

der blumenreichesten Englischen Schreibart ansehen. Da die merkwürdigsten Scenen in Gesprächen ausgedrucket werden, so muß man mit Aufmerksamkeit auf die Abwechslungen der redenden Personen acht haben, die zu bemerken der Verfasser der Mühe nicht werth gefunden hat.

Das rührende, das traurige, das bewegliche ist nirgends weiter getrieben worden. Wir sind durch überzeugende Beyspiele beredet, daß die allerhärtesten und fühllosesten Herzen ihre Thränen zu hemmen nicht fähig gewesen sind, wann sie die Betrübniß der Clarissa ihre Unfälle und ihren Tod lasen.

Die unempfindlichsten Gemüther haben die Würkung des unwiederstehbaren Pathos empfunden, Augen haben geweint, die bey wahren Unglücken ihrer Freunde beständig trocken geblieben sind. Wir haben in keiner Sprache etwas gelesen daß der Geschichte der Clarissa hierinn beykomme; dann die Natur ist hierin allen ihren Umständen abgeschildert, und die Natur allein kan uns überzeugen, und unser Herz erregen. Wir sehen eine tugendhafte Person, die mir uns von

gleichem

gleichem Stande iſt, wir ſehen ſie mit der erhabenſten Reinigkeit des Herzens und einer verwunderungswürdigen Beſtändigkeit leiden. Die Unglücksfälle einer Ariane bewegen mich nicht, das Schickſal einer Prinzeſſin von Cleve rührt mich gar nicht ſtarck. Dieſe Perſonen ſind zu weit von mir entfernet, ihre Unfälle ſtehen in keiner Verhältnis mit denen, die mir ſelbſt wiederfahren können, ſie entſtehn groſſentheils aus ſtrafbarer Liebe, ich empfinde, daß ich eine Fabel leſe, und ſo gleich hört alle Rührung bey mir auf.

Die Beſchreibungen ſind eine der gröſten Zierden der Geſchichte der Clariſſa. Ich finde einige dergleichen, die ſehr gut ſind, in der Pamela, aber hier kommen derſelben vielmahl mehr vor, ſie ſind edler und aufgeweckter, als in dem erſtern Buche. Beltons Tod iſt mit Zügen gemahlt, die den ruchloſeſten Menſchen, ſo unerſchrocken er immer ſeyn mag, in die äuſſerſte Beſtürzung drängen müſſen. Das Leiden der Clariſſa in ihrem grauſamen Gefängniſſe, die Zubereitungen zu ihrem Tode, ihr Tod ſelbſt, ihre edelmüthige

müthige Vertheidigung wieder den zweiten Anfall des Lovelace, ihre Reu, ja so gar die Verstörung ihres Gemüthes, ihr Leichenbegängnis, ist mit einem lebhaften, rührenden, einnehmenden, überzeugenden und des ganzen Herzens sich bemeisternden Pinsel gemahlt. Ich habe nur eine Meinung hierüber gehört.

Aber was die Geschichte der Clarissa fast unschäzbar macht, das ist die Gottesfurcht, die Tugend, die Großmuth, die Klugheit, die Demuth, die in der Person der Heldin, in ihren Thaten und in ihren Worten herschet. Man kan die drey lezten Bände nicht lesen, ohne eine Erhabenheit des Herzens, ein gewisses reines und edles Vergnügen zu empfinden, wann man die menschliche Natur in ihrer allerhöchsten Volkommenheit vorgestellet siehet, zu der sie die Gnade, und die reinste Tugend erheben kan.

Aber solte diese Geschichte der Clarissa, die man uns so sehr anpreiset, keine Fehler haben? Diese Betrachtung bietet sich oft einem Leser an, wann man derselben alzusichtbarlich vorzukommen suchet.

suchet. Das menschliche Herz ist von Natur böse, es tröstet sich in der Nothwendigkeit zu bewundern noch blos mit dem Vergnügen, sein Lob mit etwas Tadel zu mildern; Dieses Betragen nähert uns um etwas dem Grade der Volkommenheit, den wir uns nicht erwehren können zu erheben. Aber laßt uns im Ernste und mit Billigkeit sprechen, Clarissa hat wenigstens ihre Fehler, in so fern ich dieselbe nach unsern Sitten und nach unserer Lebensart beurtheile, dann ich will nicht für alzugewiß versichern, daß es Fehler für einen Englischen Leser sind.

Ich rede nicht von solchen Fehlern, die die Clarissa selbst begeht, und die ihren Untergang nach sich ziehen. Es ist gewiß, daß sie mit ihrer Tugend und der volkommenen Reinigkeit ihres Herzens allen Briefwechsel mit dem Lovelace hätte abbrechen sollen, so bald dieses ihrer Mutter Wille gewesen ist. Die Nothwendigkeit diesen Briefwechsel fortzusetzen, damit sie Unglück verhüten möchte, scheint nur ein Vorwand zu seyn. Eine gute Absicht berechtiget uns nicht, übel zu handeln. Clarissa

begehet auch noch einen beträchtlichen Fehler, da sie es zweymahl mit ihrem Liebhaber zu einer heimlichen Unterredung kommen läßt, dessen liederliches Leben genugsam ihr bekannt, und der sehr ausdrücklich von ihrem Hause, durch Eltern, die sie ehret und hochschätzet, verbannet ist. Es scheint mir auch, sie nehme sich allzusehr des Lovelace wieder ihre Verwandten an, sie solte wenigstens die Klagen, die sie wieder ihn führen anhören, und sich gerne zu rechte weisen lassen. Sie begegnet dem Solmes viel zu übel, den sie wohl ohne Hoffnung lassen, aber nicht beleidigen solte. Auf einer andern Seite ist ihre Aufführung viel zu genau, nachdem sie sich hat entführen lassen: Sie hätte mit dem Lovelace unverzüglich zur Heyrath schreiten sollen, der mehr als einmahl bey denen Aufwallungen, die ihm wieder Willen ausbrachen, ihr seine Hand anbot. Ein junges Frauenzimmer, das sich in die Gewalt ihres Liebhabers begiebet, ist nicht mehr im Stande, die Spröde zu spielen.

Ich muß es aber wiederhohlen, diese kleinen Unvolkommenheiten der Hel-

din

din haben bey dem Leser nicht viel zu bedeuten. Clarissa mußte unglücklich werden, und dieses solte theils den Eltern, theils den Töchtern eine Warnung seyn, jenen daß sie ihre Kinder auf keine harte Art zu einer unangenehmen Heyrath zwingen, und diesen, daß sie sich niemahls wegen einer verhoften Besserung der Wilkühr eines unordentlich lebenden Liebhabers übergeben mögen. Damit nun diese Lehre um so viel natürlicher und gemeinnütziger herbeygebracht würde, that der Verfasser nicht übel, eine überaus tugendhafte Person durch die wenigen Fehler, die sie noch hat, in ihr Unglück zu führen. Was für Betrachtungen müssen nicht junge Weibspersonen hierüber machen, die alle diese Fehler haben, ohne eine einzige der erhabenen Tugenden der Clarissa zu besitzen!

Es ist auch noch wahr, daß der Verfasser das Vorrecht mißbrauchet hat, das ihm die herschende Freyheit seiner Nation giebet. Er hat in vielen Stellen seines Buches die Freyheiten, die Lovelace weit über die Schranken der Geziemenheit heraus nimmt, sich sehr umständlich beschrie-

ben. Das alzudemüthigende Unglück, das der tugendhaften Hauptperson der Geschichte begegnet, hat etwas, das unserer Zärtlichkeit wiedersteht, und macht, daß ich für die Clarissa, wenigstens in Frankreich, das Schiksal befürchte, das die Theodora des Corneille gehabt hat. Alle die liederlichen Marquis von Paris, alle die galanten Weiber, die von der Sache selbst gar nicht erschrecken, stiessen sich an der Häßlichkeit des Ausdruckes, und die Vorstellung eines Spieles, das den Pierre Corneille zum Verfasser hatte, konte nicht einmahl zu Ende gebracht werden.

Ich weiß auch nicht, ob das Wahrscheinliche in dieser verabscheuungswürdigen Dreistigkeit des Lovelace genugsam beobachtet ist *). Ein vornehmes Frauen-

---

*) Die Geschichte der Clarissa ist mit der Schwachheit der Fräulein, die sich einmahl von einem freydenkenden und freylebenden Jüngling entführen lassen, mit dem heftigen Gemüthe des Lovelace, und mit dem nur alzuwahren Verderben das in Londen regiert, so verknüpft, daß sie zwar eine Unzufriedenheit bey einem tugendhaften Le-

ser

Frauenzimmer in ein liederliches Haus zu führen, sie dort gefangen zu halten, ihr Mohnsafft beyzubringen und sie zu schänden, kan dieses alles wohl in einer Nation angehen, die auf ihre Gesetze und auf ihre Freyheit so eifersüchtig ist? Konte sich wohl Lovelace, dem es nicht an Verstande fehlte, und der auch dachte, ein Peer von Engeland zu werden, den Gefahren blos stellen, die die Nachforschungen einer mächtigen und wieder ihn aufgebrachten Familie nach sich ziehen müßten? Gebohrne Engländer müssen diesen Zweifel beantworten.

Es kömmt noch eine Scene vor, in welcher Belford mit den ekelhaftesten Farben das eigentliche Leben einiger offentlichen Weibsbilder beschreibet. Alles ist wohl gemahlt, aber war es nöthig

---

ser, aber keinen Zweifel an der Wahrscheinlichkeit erwecken kan. Es ist wie eine Dissonanz in einer künstlichen Music, die das nachfolgende vortrefliche erhöhet, und der Verfasser hat auch dessen ungeachtet die Heldin in eine solche Erhabenheit wieder zu bringen gewußt, die fast mehr bey den Engeln als bey den Menschen ist, Haller in den G. g. z. 1749. 202. und hauptsächlich 1750. S. 610. A. d. U.

thig es zu mahlen, und müssen einem etwas feinen Geschmack dergleichen Schilderenen nicht wiederlich seyn?

Ist man nicht zu sehr in Kleinigkeiten bey der Nachahmung der krummen und übel angeordneten Linien eingetreten, die die Clarissa in der Verstörung ihres Verstandes geschrieben hat? oder in ihrer Unterschrift, die man in einem Holzstiche nachgemacht hat, die, um es nur im Vorbeygange zu sagen, etwas gezwungen läßt *)? Solte Lovelace auch nicht selbst in dem Zweykampfe, der ihn zum Tode führt, alzuwenig strafbar seyn? Morden hat ihm gedroht, wird Lovelace hierdurch, nach den Begriffen der Welt, nicht alzuwohl entschuldiget? und konte man ihn nicht seinem Untergange durch den blossen Hang seiner unordentlichen Leidenschaften entgegen gehen lassen?

Doch wir brechen ab. Man wird niemals ein Buch sehen, das ohne Fehler seye, oder wenigstens ein Buch antreffen,

*) Diese Kleinigkeiten sind in den neuen Auflagen der Clarissa weggeblieben. A. d. U.

treffen, wo man nicht Mängel antrefe, wann man gar zu stark wünschet Mängel zu finden. Wir preisen solche Schriftsteller glücklich, die, wie der Verfasser der Clarissa, die Herzen einer ganzen Nation unleugbar gewinnen, und bloß noch etwa um den Beyfall einiger wahrer Kunstrichter zu sorgen haben.

XII.

XII.

Schreiben

des Hrn.

v. Haller,

an den

HERRN

von

Maupertuis

wegen einer Schrift

des Herrn

Ofrai de la Metrie,

nebst einer Antwort,

des Herrn

von

Maupertuis.

1751.

Vorbericht.

Der Tod des Herrn de la M. der an eben dem Tage erfolgete, an welchem der Herr v. Haller sich über ihn beschwerete, macht die Bekantmachung dieser Briefe nöthiger als jemals. Der Herr de la M. ist nicht mehr vorhanden, und kan folglich das Unrecht, das er gethan hat, nicht wieder gut machen, die Beschuldigung besteht noch. Sie könnte dem Herrn v. Haller, aller Orten schaden, wo man ihn nicht persönlich kennet. Er wird durch die Antwort des Herrn von Maupertuis völlig gerechtfertiget. Ich mache diese beyde Briefe mit so viel grösserem Vergnügen bekannt, da sie zugleich das Unrecht des Herrn de la M. mindern. Seine Satire und sein Unglaube waren nur ein Schwindel, und eine Ausschweiffung des Wizes. Er hat mehr böses gethan, als er zu thun Willens war.

XII.

Schreiben des Herrn v. Haller.

Hochwohlgebohrner Herr!

Die Stelle, welche ich in ihrer Academie zu bekleiden die Ehre habe, giebet mir einen gegründeten Anspruch auf ihre Gewogenheit, und auf den Schuz des Königes.

Die gnädigen Gesinnungen, welche das Durchlauchtige Haupt dieser berühmten Gesellschaft gegen mich hat blicken lassen, und deren rechten Werth zu erkennen, ältere Verbindungen mich

nicht hindern a): Die Gütigkeit, welche Ew. Hochwohlgeb. gehabt haben, mich davon zu benachrichtigen: macht mich so dreist, daß ich diejenigen Klagen, zu welchen ein anderes Mitglied der Academie mir Anlaß gegeben hat, Ihrer erleuchteten Einsicht unterwerfe.

Ew. Hochwohlgeb. kennen, und zwar besser als ich, den Verfasser einer unlängst zum Vorscheine gekommenen Schrift b). Er hat sich nicht die Mühe gegeben unbekannt zu bleiben. Er giebet sich zwar für meinen Freund, für meinen Zuhörer, und für einen Gefährten meiner Ergötzlichkeiten aus; Allein dieser Freund liebet auf eine so ausserordentliche Art, daß ich mich gegen seine Freundschaft vertheidigen muß.

Es

---

a) Dieser Beruf ergieng an den Hrn. v. Haller A. 1749. und der König von Preussen lud ihn damals mit grossen Bedingungen an seinen Hof ein. Ao. 1755. wurde er noch einmahl als Kanzler und Curator der Universität zu Halle in Preußische Dienste verlangt. Das erste mahl ließ ihm die Danckbarkeit gegen den Großbritannischen Hof nicht zu, die angebotene Freygebigkeit anzunehmen, und das letztere opferte er alles der Liebe zum Vaterlande auf.

b) *Le petit Homme.*

Es sind vier Jahre verflossen, seit dem er mir die unvermuthete Ehre anthat, und mir ein Buch c) zueignete, in welchem er den allgemeinen Grundsaz aller Religionen, nemlich das Daseyn des höchsten Wesens, in Zweifel zu ziehen übernimmt. Man verwunderte sich sowohl in Paris, als in meinem Vaterlande, da man mich in einer Verbindung mit einem Schriftsteller sah, der von demjenigen, was der übrige Theil der Menschen für das Heiligste hält, mit so weniger Mässigung spricht. Man gab mir diese Verwunderung zu erkennen. Solte der Herr von Haller, sagte man, auch wohl dem Herrn de la M. ähnlich seyn? Ich war eben mit einem Werke beschäftiget, das zur Vertheidigung eben derselben Religion dienen solte d), die dieser Arzt angriff. Seine Zuschrifft und meine Denckungsart machten einen Widerspruch, den ich mich verbunden glaubte zu heben. Ich schrieb deshalben an Herrn von Reaumür, und dieser mach-

c) *L'homme machine.*
d) Die Vorrede, die den Anfang dieser Samlung macht.

te meinen Brief bekannt, den ich in den behutsamsten Ausdrücken abgefaßt hatte. Ich begnügte mich bloß die Welt zu versichern, daß ich weder ein Freund noch ein Lehrmeister eines Menschen wäre, dessen Denkungsart so wenig mit der meinigen übereinstimmte; daß ich ihn auch niemahls gesehen, noch den geringsten Umgang mit ihm gehabt hätte.

Es scheint, dieser in dem Journal des Savants e) bekannt gemachte Brief habe meinen vermeinten Schüler erzürnet. Seine Schrift, die vor mir lieget, ist vermuthlich in der Absicht geschrieben, mich wegen der Art und Weise zu bestrafen, mit welcher ich seine Lobsprüche angenommen habe.

Ew. Hochwohlgeb. werden vielleicht einwenden, es seye alles nur eine Spötterey, und ein Scherz, der nichts zu bedeuten habe, weil die Falschheit der Erzehlung einem jeden in die Augen fällt, weil der Verfasser selbst von allem demjenigen, was er gesagt hat, nichts glaubet, und weil man auf jeder

Seite

e) Im Mayen 1749.

Seite Spuren antrifft, die den Leser verhindern, sich zu meinem Nachtheile zu betrügen. Allein es giebet allemahl mehr als einen Bäyle, und es werden sich beständig Sammler geheimer Nachrichten finden; Je beissender, je wiedersprechender dergleichen Nachrichten dem Character sind, zu dem ein Schriftsteher sich öffentlich bekannt hat, desto mehr Vortheile glauben diese Sammler aus denselben zu ziehen. Was für ein Wiederspruch wäre es nicht, zu eben derselben Zeit für die Religion zu schreiben, in welcher ich mit einem Demetrius die Atheisterey predige, und zwar in Gesellschaften, die sich mit dem Tone meines ganzen Lebens so wenig reimen.

Ew. Hochwohlgeb. sehen, wie weit sich die Rache des Herrn de la M. erstrecken könnte. Sie zielet auf nichts geringers ab, als mich sowohl bey denen Christen, mit welchen ich lebe, als bey den Freygeistern, denen er mich beygesellet, verhaßt zu machen.

Was für eine Schmach würde ich nicht, so wohl den Menschen als dem höchsten Wesen anthun, wenn ich bey-

de zugleich zu betrügen suchte: Wann ich Empfindungen der Religion fürgäbe, die mein Herz mit Lügen straffte, und die ich in der Gegenwart eines Menschen verläugnet hätte, der so geneigt ist, sich meine Unvorsichtigkeit zu Nutzen zu machen. Würde man sich wohl entbrechen können, einen solchen Menschen, als der Herr de la Metrie aus mir gemacht hat, auf das äusserste zu verachten? Und was für ein Zustand kan wohl grausamer seyn, als der Zustand eines Menschen, der von dem schäzbarsten Theile der Welt, nemlich von allen denenjenigen verachtet wird, welche die Warheit und Tugend lieben!

Mir einige Pistohlen entwenden, heißt mir den hundersten Theil meines Vermögens rauben, den ich leicht wieder erwerben kan, ja dessen hundertfacher Verlurst nicht unersezlich ist. Mich bey allen Freunden des Guten und Wahren verhaßt machen, heißt mir alles dasjenige nehmen, was mein Daseyn erträglich machen kan, und mir alle Menschen überhaupt zu Fein-

de

de machen, nach deren Freundschaft ich strebe.

Ich beruffe mich auf Ew. Hochwohlgebohrnen. Kan ich nicht wünschen, einen wenigstens wegen seiner Absichten so gefährlichen Feind zu entwafnen! Kan ich meinen Character so sehr verachten, daß ich ihn nicht zu vertheidigen würdigen solte, wann man mich mit den Heuchlern und den Freygeistern zugleich in eine Classe sezet! Mein Stillschweigen selbst würde das Ansehen einer Ueberzeugung haben. Gegen einen Freund, der die ganze Falschheit der Satire einsiehet, findet man zehn hochachtungswürdige Personen, die wie Ew. Hochwohlgeb. mich nicht persönlich kennen, und deren Hochachtung das kostbarste Geschenck der Vorsehung ist.

Der Herr de la M. hat mich, wie er sagt, im Jahre 1735. gesehen, gekannt f), und meine Vorlesungen angehöret; er hat sich im Jahre 1736. bey mir aufgehalten, und ist so gar eine lange Zeit mit mir umgegangen g),

f) p. 38.
g) p. 50.

Er hat vermuthlich seine Ursachen gehabt, warum er eben diese Zeitpuncten bestimmet; Es scheint, er seye noch A. 1736. nach Frankreich zurük gegangen, da er im Jahre 1735. sein Lehrgebäude von den venerischen Kranckheiten, und in den folgenden Jahren andre Wercke hat drucken lassen.

Allein wann gleich das Jahr 1735. mit seiner Geschichte übereinstimmet: so stimmet es doch mit der Meinigen nicht überein. Wie hat er mich im Jahre 1735. zu Göttingen kennen, und meine Vorlesungen anhören können, da ich erst gegen das Ende des Jahres 1736. dahin gekommen bin? Ueberdem findet sich sein Nahme in unsern Registern nirgends aufgezeichnet: Und ein Franzose, der eine Deutsche Hohe Schule besuchet, ist eine gar zu ungewöhnliche Erscheinung, als daß man solche nicht bemerken solte.

Er hat, sagt er, im Jahre 1736. eine gelehrte Probschrifft h) unter meinem Vorsize vertheidiget. Er führet so gar den Innhalt derselben an. Ich habe

h) p. 39.

habe im Jahre 1736. gar nicht disputieret, und niemahls eine Streitschrift vertheidiget, die von der güldenen Ader handelt?

Ich habe den Herrn la M. bey dem Herrn Steiger von Wittighofen bekannt gemacht, den er allein uns hat kennen gelehret, und den ich gar nicht kenne. Er hat vermuthlich vergessen, daß er mich zu Göttingen gesehen, und dieser Herr Steiger beständig in der Schweiz gelebet hat. Es würde mir schwer gefallen seyn, den Hrn. de la M. zu einem Manne zu führen, von dem wir beyderseits, wie der Herr de la M. selbst bekennet, 150. Meilen entfernt waren, er in Holland, ich in Göttingen.

Er und sein eingebildeter Freund haben mit mir auf eine unerlaubte Art ausgeschweiffet, und bey unzüchtigen Weibern Mahlzeiten gehalten i).

Diese Geschichte ist abscheulich, und es kostet mir viel Gedult, daß ich sie nicht mit dem Titel einer Verläumdung belege. Was für Meinungen

i) p. 46.

auch manche wizige Köpfe von den Sitten hegen, so ist doch meine Meinung jederzeit dahin gegangen, daß die Sitten mit unsern Lehrsätzen übereinstimmen müssen. Wann ich gleich nicht so regelmäßig hätte dencken wollen, so wurde doch meine beständig schwächliche, und von harten Krankheiten unterbrochene Gesundheit, mich zum Begriffe der Nüchternheit, die den Plan meiner Lebensart bilden, gar bald zurück geruffen haben. Ich habe fast mein ganzes Leben in der Einsamkeit zugebracht, weil meine Beschäftigungen, und die Sorge für meine Gesundheit, solches erforderten.

Was das Jahr 1751. anbelangt, welches der Herr de la M. bestimmt, indem er mich meine Vorrede zu der deutschen Uebersetzung der allgemeinen Historie der Natur des Herrn v. Büffon anführen läßt k), so ist es gewiß grausam, daß er mir andichtet, ich habe auch damahls bey Buhlschafften gespeiset. Mein Alter, die Anzahl meiner Kinder, der Wiederspruch, den eine öffent-

k) p. 46.

öffentliche Ausschweiffung mit den Sitten und der Lebensart zu Göttingen, einem kleinen Orte, wo nichts verborgen bleibt, und mit dem regelmäßigen Leben macht, dessen ich mich jederzeit beflissen habe: Der Zustand meiner Gesundheit, die eben, wie es Ew. Hochwohlgeb. nicht unbekannt ist, durch eine gefährliche Krankheit aufs neue geschwächt war, alles kömmt mir zu Hülfe, um den Wiederspruch recht deutlich zu machen, den die Erzählung meines leichtsinnigen Gegners würket. So viel Bürger, so viele Studierende, als auf unserer hohen Schule sind, so viel Zeugen werden ihn wiederlegen. Solte es wohl erlaubt seyn, einem Menschen Sitten anzudichten, die von den seinigen so gänzlich unterschieden sind! Duldet das gemeine Wesen Leute, die ihr ganzes Leben damit zubringen, daß sie diejenigen, die sie zu hassen für gut finden, mit allen den Farben abschildern, die eine erhizte Einbildungskraft ihnen leyhet!

Die Rede, welche der Herr la M. mir zu borgen die Gütigkeit gehabt hat, hat zum Glücke die Merkmahle

seiner

seiner Hand behalten. Es ist ihm nicht gelungen meine Sprache nachzuahmen. Das Glück des Herrn Bouillac, und einiger andern Aerzte des französischen Hofes, ist der Gegenstand seiner Satire in der Penelope; allein was für Ursachen solte ich haben, Männern ihre Stelle zu beneiden, deren Glück von meinen Hofnungen durch so unübersteigliche Schrancken abgesondert ist, als der Unterschied des Vaterlandes und der Religion ist: Männern die nichts geschrieben haben, oder deren Schriften wenigstens nicht bis zu mir gekommen sind. Franckreichs Entlegenheit von den Ländern, in welchen ich gelebt habe, wird mir in Betracht dieser Aerzte zur Entschuldigung dienen, wann ich versichere, ich habe niemals ihre Nahmen nennen gehört. Sie können sehr viel Hochachtung verdienen, ohne daß sie einem Göttingischen Lehrer bekannt seyen; allein sie können seinen Neid gewiß nicht rege machen.

Was die Lobeserhebungen anlanget, welche man in der Bibliotheque raisonnée findet, und die der Herr de la M.

auf

auf meine Rechnung sezt l): so ist davon nicht eine einzige Zeile aus meiner Feder geflossen. Es ist so lächerlich sich selbst zu loben, daß man aus lauter Eitelkeit sich vor einer solchen Thorheit hüten solte. Wann man sich selbst den Zoll der Lobeserhebungen abträgt, so befreyet man die Welt von dieser Pflicht. Der Herr Massüet ist der Verfertiger der einzigen Lobschrift, in der Bibliotheque raisonnée m) die mir bekannt ist. Er hat sich dadurch zu erkennen gegeben, daß er seine eigenen Schriften anführet.

Mein Wissen, und den rechten Werth meiner Arbeiten, gebe ich dem Urtheile der Welt preis. Wenige Personen können mich kennen, und sich selbst von meinem Character versichern. Allein jedermann kan meine Werke lesen, und solche beurtheilen. Wann ich indessen wieder einige sehr unhöfliche Ausdrücke, eine Schuzschrift zu schreiben hätte, so würde ich den Herrn de la M. ihm selbst entgegen sezen. Er, dessen Geschmack

---

l) p. 37.
m) T. 46. P. I. p. 169.

Geschmack so fein und so schwer zu befriedigen ist, würde er wohl sechs Bände von meinen Werken übersezet haben, wenn er solche nicht fürtrefflich n) gefunden hätte? Besizet dann dieser zwiefache Sohn des Apollo o), dessen Verdienste er so prächtig besungen hat, im Jahr 1751. nicht mehr dasjenige, was ihm im Jahre 1747. so viele Lobsprüche von dem Herrn de la M. zugezogen hat!

Wird es wohl, nach dieser gemachten Anmerkung noch nöthig seyn, den Herrn de la M. zu bitten, diejenigen Stellen in meinen Gedichten anzuzeigen, in welchen er den Materialismum gefunden hat, Er wird solchen vielmehr in dem Character p) eines zweifelnden Weltweisen gemisbilliget finden, zwischen welchem, und dem abergläubischen Pöbel q) ich die rechte Mit-

---

n) Dieses sind des Hrn. de la M. eigene Ausdrücke in der Vorrede zur Uebersetzung meiner Auslegung der Boerhavischen Vorlesungen, die er in 7. Octav Bänden geliefert hat.

o) In der Vorrede zum Homme machine.

p) p. 36.

q) Im Gedichte über den Aberglauben und Unglauben.

Mittelstrasse seze, auf dem, meinem Bedünken nach, ein Weiser gehen soll, oder auf dem ich selber wenigstens wandle. Er wird auf jeder Seite das Widerspiel seiner Klage finden, so offt ich meine eigenen Gedancken vortrage r).

Es ist unnöthig mich wegen meiner Doris zu vertheidigen, von welcher der Herr de la M. eine Art einer Umschreibung gemacht hat s). Wenn eine Liebeserklärung mich bey meinem jezigen Alter lächerlich machen würde, so ist sie doch einem jungen Menschen von 20. Jahren zu verzeihen, der 4. oder 5. Monathe vor der Hochzeit seine Liebste besinget.

Ich weiß nicht, ob Ew. Hochwohlgeb. selbst mir nach allem dem, was ich anzuführen die Ehre gehabt habe, noch erlauben werden, Sie zu ersuchen, Ihre Vermittelung anzuwenden, damit der gute Nahme eines Mitgliedes ihrer Academie, und eines Mannes, den Sie mit ihrem Briefwechsel und mit ihrer Freundschaft beehren, wiederhergestellet

---

r) Im Gedichte über den Ursprung des Uebels.
s) Im Anfange der Art. de Jouir.

gestellet werde. Mich dünckt, es wäre keine zu niedrige Beschäftigung, Ew. Hochwohlgeb. einen scherzhaften und leichtsinnigen Schriftsteller, der vielleicht mehr Schaden anstellet, als er zu thun willens ist, anzuhalten, mir Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und die lächerlichen Erzählungen zu misbilligen, die es ihm auf meine Rechnung zu setzen beliebet hat, und deren Unwahrheit er am allerbesten kennet. Wann er dem Unglauben noch die äusserliche Beobachtung der Tugend, und der unverlezlichsten Pflichten der Bürgerlichen Gesellschaft zugeschrieben wissen will, so glaube ich nicht, daß er sich selbst verhalten könne, er seye mit mir auf eine Art umgegangen, die selbst wieder diejenigen Gesetze läuft, welche der Nuzen des menschlichen Geschlechts erfodern würde, wenn gleich keine Religion mehr vorhanden wäre.

Ich habe die Ehre mit der volkommensten Hochacht. zu verharren.

Göttingen den 10. 9br. 1751.

Antwort

Antwort

des

Hrn. von Maupertuis.

Hochwohlgebohrner Herr!

Ich habe das Schreiben erhalten, welches Ew. Hochwohlgeb. an mich abzulassen mir die Ehre angethan haben. Ich habe nicht so lange angestanden, meinen Unwillen über diejenige Schrift zu bezeigen, über welche Sie sich beschweren. Ew. Hochwohlgeb. thun dergleichen Werken zu viel Ehre an, wann Sie glauben, daß solche ihren guten Nahmen im geringsten zu schmälern vermögend wären. Allein dem Character des Herrn de la Metrie thun Sie unrecht, wenn Sie vermeinen, derjenige Grad der Bosheit herrsche in seinen Schriften, der darinn zu seyn scheinet. Dieses ist für alle diejenigen unwahrscheinlich, die den Mann

nicht persönlich gekannt haben ; allein die Liebe zur Wahrheit nöthiget mich, solches zu bekennen. Er ist gestorben: wann er noch lebte, so würde er Ihnen mit eben der Leichtigkeit, mit welcher er wieder Sie geschrieben hat, alle Genugthuung geben, die Sie nur verlangen könten. Er hat mir mehr als hundertmahl geschworen, daß er nichts schreiben würde, was wider die Religion und Sitten lieffe. Und bald darauf kam wieder ein Werk von der Natur derjenigen zum Vorscheine, über welche wir uns beklagen.

Ew. Hochwohlgeb. haben volkommen recht, wenn Sie sagen, daß ich ihn besser kenne als Sie. Wir sind aus einer Stadt. Diese Ursache allein würde schon hinlänglich gewesen seyn, ihm wohl zu wollen. Ich leugne nicht, daß ich ihm mit dem wenigen Ansehen, welches ich in Franckreich hatte, gedienet habe. Er konnte sich aber bey einer ziemlich guten Bedienung, die seine Freunde ihm daselbst verschafft hatten, nicht erhalten. Nachdem er sich wegen seiner unbedachtsamen Wercke sein Vatterland zu verlassen genöthiget

gesehen

gesehen hatte, so gieng er nach Holland, allwo er eine ganze Zeitlang in sehr kümmerlichen Umständen leben mußte, indem seine Verwandten, und diejenigen, die ihn bis dahin beschüzt hatten, über sein Betragen sehr misvergnügt waren. Ein König, der gewohnt ist, die Fehler zu verzeihen, und die Gemüthsgaben gelten zu machen, wolte ihn kennen lernen, und befahl mir, ihm zu schreiben, daß er nach Berlin kommen solte. Ich empfieng diesen Befehl, ohne daß ich den Hrn. de la M. vorher gesehen hatte, ich vollzog ihn, und la Metrie war so gleich hier.

Kurze Zeit darauf hatte ich den Verdruß zu sehen, wie die Ausgelassenheit seiner Feder von Tage zu Tage zunahm, Ich mache mir beständig den Vorwurf, daß ich an derjenigen Schrift Schuld bin, die vor seiner Uebersetzung des Seneka stehet. Ich kannte seine Wuth zu schreiben, und fürchtete die Folgen derselben. Er hatte mir versprechen müssen, sich bloß an Uebersezungen zu begnügen, weil ich ihn dazu für fähiger, als zu andern Werken hielte, und dadurch seine gefährliche Einbildungs-

kraft einzuschränken glaubte. Es fügte sich eben, daß er den Seneka auf meinem Tische aufgeschlagen fand. Und er erwählete also die Abhandlung vom glückseligen Leben. Ich reisete darüber nach Franckreich, und bey meiner Zurückkunft fand ich seine Uebersezung gedruckt, und von einer Abhandlung begleitet, die eben so verabscheuungswürdig ist, als fürtreflich die Schrift ist, die er übersezt hat. Ich machte ihm darüber die stärkesten Vorwürfe. Er wurde gerührt, versprach alles, was ich haben wolte, und fieng bald hernach wiederum da an, wo er es gelassen hatte.

Er schrieb seine Bücher ohne Vorsaz, ohne sich um ihr Schicksal zu bekümmeren, und öfters ohne zu wissen, was sie enthielten. Er hat von den schwereften Materien geschrieben ohne zu dencken oder solche zu überlegen. Er schrieb wider jedermann, und würde seinen grausamsten Feinden gedienet haben. Er entschuldigte die ausgelaßensten Sitten, und er besaß fast alle Bürgerliche Tugenden, kurz er betrog die Welt auf eine ganz andere Art, als

man

man sie gemeiniglich betrieget. Ich sehe sehr wohl ein, wie wenig glaubwürdig alles dasjenige ist, was ich Ew. Hochwohlgeb. zuschreibe, und doch ist alles unfehlbar wahr, und man fieng hier an davon so überzeuget zu seyn, daß er von allen, die ihn kannten, geliebt wurde.

Allein alles dieses würde noch keine Ersezung seyn, wann er Ew. Hochwohlgeb. würklich Schaden gethan hätte. So wenig Schaden aber seine Spöttereyen denen Warheiten gethan haben, die er angetastet hat, eben so wenig Schaden können sie Ihnen thun. Ich habe dieses nur angeführet, um sein Herz zu vertheidigen, seine Fehler seiner wenigen Ueberlegung beyzumessen, und Ew. Hochwohlgeb. den Mann bekannt zu machen. Jedermann weis, und er hat es mir hundertmahl gesagt, daß er Sie niemahls gesehen noch gekannt hätte. Er hat Ew. Hochwohlgeb. nur deswegen ins Spiel gemischet, weil Sie berühmt sind, oder weil seine Geister, die auf ein Gerathwohl in seinem Gehirne herumschweiften, eben die Sylben Ihres Namens antrafen.

Dies ist es, wovon ich Ew. Hochwohlgeb. und auch die Welt versichern kan, Ich wünsche, daß mein Brief die Stelle der Genugthuung vertreten möge, die Sie zu fordern berechtiget waren, und daß es Ihnen zu einem unwiedersprechlichen Zeugnisse der Ehrerbietung diene, die vor Ihre Sitten, vor Ihre Einsichten, und vor Ihre ganze Person hege.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Maupertuis.

Berlin den 25. 9br. 1751.

XIII.

Zuschrifft
Eines Bibeldruckes.
1755.

Das Wort Gottes, in welchem der Weg zur Seligkeit den Menschen geoffenbart worden ist, hat einen Werth, der eben so hoch über alle andere Schäze geht, als weit die unendliche Währung der Ewigkeit die Zeit übertrifft, in deren die Sterblichen ein irrdisches Glück genieſſen können.

Wann Buchstaben lächeln könnten, so solten es diese thun. Auf vieles Anhalten der Verlegerin, einer Wittwe, hatte sich der Verfasser der Arbeit unterzogen, in ihrem Nahmen eine Zuschrifft aufzusetzen. Diese fand sie allem Ansehen nach zu kurz, und ließ sie durch eine andere Hand vermehren und weitläuffiger machen. Deswegen giebt man sie hier in ihrer ursprünglichen Gestalt, um dem Verfasser die Anrechnung einer fremden Schrifft abzulehnen.

nen. Alle andere Weisheit lehret uns nur die kurzen Tage dieser Eitelkeit mit etwas minderem Ueberdruße durchbringen. Nur der Heiland kennt die Mittel, zu einer der Dauer und der Würde nach unendlichen Glückseligkeit zu gelangen. Und diese Lehre hat Er von dem Vatter genommen, und den Menschen in dem Buche eröfnen lassen, das ich Euer Gnaden in tiefer Ehrfurcht vorlege.

Es ist ein Vorrecht Unserer gesegneten Länder, daß man dieses alleredelste der Bücher leicht erhalten, und mit völliger Freyheit den Weg zum Heile in denselben lernen kan.

Die Finsternüß ist unendlich betrübt, in welche die Reiche gesezt sind, deren Unterthanen vom Genusse dieses aus der Ewigkeit Uns anstralenden Lichtes ausgeschlossen werden. Die Ausbreitung dieser in die Seligkeit leitenden Feuersäule ist die Absicht der Bemühungen, deren mühsam erlangte Würkung der gegenwärtige Abdruck ist. Ich habe gehofft, eine neue Auflage der in Unserer Kirche eingeführten Uebersetzung werde den Gebrauch dieses heil-

heilsamsten unter den Mitteln zum Leben erleuchten und vervielfältigen. Durch tausend Hindernüsse habe ich endlich diese gemeinnüzige Absicht erreicht, und es geschieht mit der reinesten Freude, daß ich meine Arbeit Euer Gnaden ehrerbietig anbiete.

Hoch Dieselben sind die Häupter einer Regierung, die die Ausbreitung des göttlichen Worts, nicht allein in Derselben eigenen, sondern auch in andern Ländern, zu einem Theil ihrer milden Verordnungen macht. Sie erkennt, daß ein Regent nicht den wahren Umfang seiner hohen Pflichten erfüllt, wenn seine Vorsorge bey den Mitteln zum zeitlichen Glücke ihrer Unterthanen still steht. Die ewige Glückseligkeit der Untergebenen, ist das würdigste Geschäfft einer Gott-gefälligen Regierung, und diese erfüllte Pflicht wird dereinst mit einem ewigen Glanze die verklärten Häupter umstralen, die sich derselben auf Erden gläubig unterzogen haben.

In dieser Absicht habe ich mich Euer Gnaden genähert, und Dero erhabenen Nahmen diese Auflage des gesegneten

Werkes gewidmet. Ich setze zu dem Schutze ein demüthiges Zutrauen, den Dieselben meinem Unternehmen gewähren, und den Sie auf eine verlassene Wittwe ausdähnen werden: Sie, denen Gott die glorwürdige Last aufgetragen hat, die allgemeinen Vätter der Waysen, der Bedrükten Trost, und der Wittwen Zuflucht zu seyn. Die Vorsehung hat mich in die Umstände gesezt, die eines so mächtigen Schuzes vorzüglich bedürffig sind, und eben diese Vorsehung flehe ich an, die Herzen meiner theuresten Regenten gegen mich zur Gnade zu lenken.

Er ohne dem keine Weisheit ist, Er der den Sorgen das Gedeyhen, und der klügesten Mühe den Ausgang giebt, Er segne die Räthe Euer Gnaden zum Besten dieses Staates, und verherrliche Dero Regierung mit dem algemeinen Glücke Dero Untergebenen. Ich vereinige mich mit diesen Wünschen aller Freunde Unsrer Wohlfart, als eine unterthänigst gehorsamste Dienerin.

Bern, den
1755.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

)

SBB013401534920

Haller, Albrecht von,

Sammlung Kleiner Hallerischer Schrifften

Bern 1756

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.L.g.o.69
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11432896-4
VD18 15027104-001